

Januar 2010 #01

Magazin

INSIST

INTEGRIERT DENKEN – GANZHEITLICH GLAUBEN – WERTEORIENTIERT HANDELN



ISSN-Nr. 1662-4661

Kulturen

Pädagogik

Der Glaube macht
nicht nur blind ...

Religionen

Die Landeskirchen müssen
ihre Islampolitik ändern

Migration

Christen gegen den
Zusammenprall der Kulturen



3 Gründe, das Magazin INSIST zu abonnieren

1 interessiert **2** neugierig **3** wertorientiert

Das Magazin INSIST kommt immer zur richtigen Zeit.

- Sie bestellen ein **Abonnement** oder ein **Sponsorabonnement** für sich selber
- Sie bestellen ein **Geschenkabonnement** für eine Freundin, einen Arbeitskollegen, eine Nachbarin oder einfach, um jemandem ein Jahr lang Freude zu bereiten.
- Sie unterstützen mit einem (Geschenk)Abonnement den weiteren Aufbau des Magazins INSIST.

Preis: Jahresabo Fr. 44.- + Versandkosten: Fr. 4.- (Ausland: Fr. 10.-); Sponsorabo: Fr. 100.-

Bestelltalon

Einsenden an Magazin INSIST, Aboverwaltung, Dachsweg 12, 4313 Möhlin, Tel. 061 851 51 81, magazin@insist.ch oder www.insist.ch

Ich bestelle ein Jahresabonnement Magazin INSIST für:

Ich bestelle ein Geschenkabonnement für:

1.

2.

Rechnung an:

Ich bestelle Probenummern für:

Ich wünsche weitere Informationen

Finanzielle Unterstützung des Instituts INSIST

INSIST Institut

Die Anti-Kultur blieb vorerst siegreich

Jesus kam nicht in eine kulturlose Welt. Die politische, wirtschaftliche und religiöse Kultur im Geburtsort und -land seiner Zeit hatte ihr ganz besonderes Gepräge. Es ist spannend, diese Kultur aus unserem Blickwinkel zu analysieren und zu werten.

Israel war zur damaligen Zeit ein besetztes Land. Besatzungsmacht war Rom, die Grossmacht der damaligen Zeit. Sie setzte ihr Rechtssystem radikal durch, verhängte Todesstrafen und statuierte Exempel, wenn sie es für richtig hielt. Sie verbreitete Furcht und Zittern, wo es ihren Interessen diente. Zugleich duldete Rom ein paralleles Rechtssystem, das auf jüdischem Recht beruhte. Wenn sie es für richtig hielt, setzte die Grossmacht auch jüdische Vasallen wie Herodes d.Gr. ein, welche die Ordnung stellvertretend in eiserner Hand durchsetzten.

«Die Hoffnung stirbt zuletzt», dieser Gedanke dürfte auch damals viele über Wasser gehalten haben.



Die Hohenpriester und Schriftgelehrten, also Gelehrte und Religionsführer der damaligen Zeit, setzten ihrerseits das religiöse Recht und die religiösen Bräuche durch. Sie sorgten für die religiöse Ordnung und schritten ein, wenn selbst ernannte Propheten gegen die herrschende Doktrin verstiesen. Dies musste auch der Gottessohn selbst in voller Härte erfahren. Die religiöse Oberschicht scheute sich nicht, sogar die Rechtsgewalt der Besatzer in Anspruch zu nehmen, wenn sie ihre eigenen Interessen gefährdet sah.

Trotzdem gab es einen gewissen religiösen Pluralismus, zumindest in der religiös-akademischen Welt. Nicht allein die gesetzestreuen Pharisäer, sondern auch die aufgeklärten Sadduzäer stritten um die Deutungshoheit jüdischer Religiosität. Den Juden waren Zehnten, Steuern und andere politische und religiöse Pflichten auferlegt, die sie zuweilen fast erdrückten. Verständlich,

dass ein subversiver Geist entstehen konnte, der bereit war bei günstiger Gelegenheit gegen die Besatzer loszuschlagen.

Zugleich gab es die Hoffnung auf Besserung durch einen Messias, der kommen sollte, um das «Volk in der Finsternis» zu retten. «Die Hoffnung stirbt zuletzt», dieser Gedanke dürfte auch damals viele über Wasser gehalten haben. Besonders Arme, Kranke und Verstossene.

War eine solche Kultur bereit, die Botschaft des wahren Messias zu hören und zu akzeptieren? Ein Dutzend Menschen liessen sich darauf ein. Auch ein Kreis von Sympathisantinnen und Sympathisanten schöpfte Hoffnung. Schliesslich schien sich im Sog des Messiasglaubens sogar eine Volksbewegung zu bilden. Sie wurde zum Strohfeuer, als der Mann aus Nazareth die auf ihn gesetzten Hoffnungen scheinbar nicht erfüllte. Die vorherrschende Kultur liess seiner Botschaft vom Reiche Gottes keinen Raum. Israel hätte einen Messiaskönig vorgezogen, der Rom notfalls mit blutiger Gewalt getrotzt hätte. Religiöse Machtpolitik im Namen Gottes. Hätten wir es besser gemacht?

Fritz Imhof
Co-Redaktor Magazin INSIST

Bachelor of Arts in Christian Leadership: Ein Konzept setzt sich durch

An den folgenden Infoveranstaltungen erfahren Sie mehr über die Ausbildung an unserem Bildungszentrum und über das Projekt NeuLand zur Persönlichkeitsbildung und Glaubensvertiefung für junge Leute. Wir freuen uns, Sie persönlich begrüßen zu dürfen. Weitere Angaben zu den Infoabenden und zum Schnupperwochenende finden Sie auf unserer Website www.heilsarmee.ch/bildungszentrum.

Infoabende (jeweils 20.00 Uhr)
Heilsarmee Winterthur: Montag, 15. März 2010, St. Georgenstrasse 55, 8400 Winterthur
Heilsarmee Bern: Montag, 22. März 2010, Laupenstrasse 5 (Eingang im Hof), 3001 Bern
Schnupperwochenende Heilsarmee Bildungszentrum Basel und Theologisches Seminar St. Chrischona: 26.-28. Februar 2010



Informationen zum Studiengang Bachelor of Arts in Christian Leadership
 Heilsarmee Bildungszentrum, Habsburgerstrasse 15, CH-4055 Basel
 Telefon +41 (0)61 387 91 11, Web: www.heilsarmee.ch/bildungszentrum



**Wir danken Ihnen,
 dass Sie mit Ihrem Inserat die Arbeit vom Magazin INSIST unterstützen.
 Wir freuen uns, dass Sie auch 2010 zu unseren Inserenten gehören.
 Verlangen Sie unsere Mediaunterlage 2010 und reservieren Sie Ihr Inserat unter:
inserate@insist.ch**



Aufstieg Coach EAS oder Supervisorin/Supervisor EAS

Erweitern Sie Ihre Beratungskompetenz nachhaltig. Sichern Sie sich das begehrte EAS-Zertifikat. Qualität, die sich abhebt!

EAS-Anerkennung (European Association for Supervision – Supervision and Coaching in Europe)

Nächste Ausbildungsstarts: November 2010



Trends

Psychologie

«Charakterstärken lassen sich trainieren.»

Beat Stübi auf Seite 10

Thema

«Wer Menschen kennenlernen will, darf sich nicht von ihrer Fremdheit abschrecken lassen.»

Bettina Troxler auf Seite 26



Impulse

Trendsetter

«Wer Gemeinschaft sucht, muss auch Konflikte wollen.»

Hanspeter Schmutz auf Seite 38

06 Meinungen

06 Leserforum

39 Blog

40 Rezensionen

42 Intern: Das Institut auf einen Blick

07 Trends

07 Politik: Die Sterbehilfe schlägt eine gefährliche Bresche / Ds' Grännihaar

08 Film: Ein Vampir und die wahre Liebe

09 Pädagogik: Der Glaube macht nicht nur blind

10 Psychologie: Der Charakter - neu entdeckt

11 Musik: Die Beatles - neu aufgenommen

12 Religionen: Die Kirchen müssen ihre Islampolitik revidieren

13 Gesellschaft: Die Gegenwart schrumpft

35 Theater: Als ob es mich nie gegeben hätte ...

36 Literatur: Schiller und die «Slammer»

15 Thema: Kulturen

15 Markus Zehnder

Mit Fremden «biblisch» umgehen

18 Interview mit Urs Winkler

Der Wille zur Vielfalt

20 Fritz Imhof

Gibt es eine christliche Leitkultur?

22 Dorothea Gebauer

Die Gesellschaft bricht um

24 Hanspeter Schmutz

Theologie der Kulturen

26 Bettina Troxler

Menschen wie du und ich

27 Fritz Imhof

Sich in eine fremde Welt einfühlen

28 Marianne Marti

Leben ohne Heimat

29 Sara Stöcklin-Kaldewey

Mit der Schaufel Kirche bauen

31 Spiritualität

Der heruntergekommene Gott sucht eine Wohnung

33 Impulse

33 Bibel: Die böse Macht

34 Transformation: Zeigen, dass es geht

37 Menschen

37 16 Fragen an Ruth Imhof-Moser

38 Trendsetter/ Multikulturell

Impressum

Verlag: INSIST GmbH, Dr. phil. Felix Ruther, Hotzstrasse 56, 8006 Zürich, T el. 044 565 75 33; felixruther@bluewin.ch. Redaktionsleitung: Hanspeter Schmutz, SLA phil I, Schöneggweg 1, 5672 Oberdiessbach, T el. 051 771 28 79; redaktion@insist.ch. / Fritz Imhof, lic. theol., Dachsweg 12, 4515 Möhlin, Tel. 061 851 51 96; fritz.imhof@insist.ch. Redaktionsschluss: Nr. 2/10: 15.2.2010. Redaktionskommission: Dorothea Gebauer, Fritz Herrli, Fritz Imhof, Ruth Maria Michel, Hanspeter Schmutz, Bettina Troxler. Layout: Ruth Imhof-Moser. Druck/Versand: Jakob AG, Grosshöchstetten. Abonnemente: Ruth Imhof-Moser, Dachsweg 12, 4515 Möhlin, Tel. 061 851 51 81, Fax 061 851 51 97; magazin@insist.ch. Jahresabonnement: Fr. 44.- plus Versandkosten (4 Ausgaben). Sponsorenabonnement: Fr. 100.-. Kündigung: 3 Monate im Voraus auf Ende Jahr. Inserate: Ruth Imhof-Moser, Dachsweg 12, 4515 Möhlin, Tel. 061 851 51 81, Fax 061 851 51 97; inserate@insist.ch. Insertionsschluss: Nr. 2/10: 9.5.2010. Mediaunterlage: www.insist.ch. Bilder: istockphoto: Seite 2, 5, 7, 9, 12, 13, 15, 17, 24, 27, 31, 33, 39; photocase: 10, 11; Titelbild: istockphoto.

Überzeugend

Das Magazin 4/09, eine Co-Produktion zwischen VBG und dem Institut INSIST, ist exzellent gelungen, bereitet Freude und stimmt bestens für das Jahr der Stille im 2010 ein.

H.R. Bachmanns eindringliches Plädoyer für ein Einüben ins Schweigen mitten im bewegten Alltag lädt ein, sich auf Momente der Stille einzulassen und Stille zu üben. Einige Zitat-Perlen aus diesem Beitrag habe ich mir notiert. Sie hängen nun an meiner Pinnwand im Büro. Der Beitrag über Lärm im Alltag greift ein viel zu wenig ernst genommenes und beachtetes Thema griffig und mit gutem Zahlenmaterial auf. Er macht nachdenklich, ja schreckt positiv auf. Walter Gasser zeigt im gelungenen Interview sehr gut den Zusammenhang bzw. die Zusammengehörigkeit von Stille-Bibel-Kontemplation auf, während Dr. Peter Ruh herausfordert, sich auf einen längeren Prozess und Weg einzulassen. Die praktischen Beiträge, Texte, Übungen inkl. biblischer Bezüge sind sehr hilfreich und umsetzbar, auch für Leute ohne explizite Exerzitien Erfahrung. Hammarskjölds Porträt beeindruckt und regt an, wie er selbst «aus geistlichen Quellen zu trinken» und daraus Kraft und Inspiration für eine gerechte Welt und Politik zu gewinnen.

Die Literaturvorschläge zum Thema und Anregungen aus dem Internet (besonders zu Karin Johnne) sind gut gewählt.

Interessant wäre ein Einblick gewesen, wie Stille bzw. Schweigen von Kindern, Schülern, jungen Erwachsenen, Menschen im mittleren Alter, alten Menschen empfunden und eingeübt werden könnte. Bei jungen Menschen haben Stille und Schweigen vermutlich einen anderen Stellenwert als bei Menschen in fortgeschrittenem Alter.

Die Nummer überzeugt auch als Ganzes.

Philipp Aebi, Ebikon, Leiter der VBG-Arbeit unter Studierenden

Vielseitig beleuchtet

Das neue Magazin INSIST zum Thema «Stille» enthält sehr wertvolle Artikel! Ihr habt das Thema von vielen verschiedenen Seiten beleuchtet und ganz unterschiedliche Leute zu Wort kommen lassen. Der Artikel von Hans-Rudolf Bachmann hat mir gefallen. Ganz genial, dass ihr ein Porträt über Dag Hammarskjöld gebracht habt. Ich kannte seine Geschichte bis jetzt noch nicht. Ich finde auch gut, dass Ruth Maria Michel so viele praktische Tipps einfließen liess. Etwas vermisst habe ich einzig eine wertfreie Gegenüberstellung der christlichen Meditation im Vergleich zu östlichen und anderen Meditationspraktiken.

Ruth Streckeisen, Spiegel BE

Enorme Qualität

Die letzte INSIST-Ausgabe musste ich vorerst auf die Seite legen, weil ich keine Zeit hatte. Nun nahm ich mir das Magazin aber vor und staunte erneut. Die Qualität der Artikel ist enorm hoch und fordert mich auf ermutigende Art und Weise sehr heraus. Vielen Dank dafür. Es sollten unbedingt noch mehr Leute INSIST lesen. Machte also eifrig Werbung.

Ich habe aber auch gleich eine konkrete Anfrage: Ich bin Prediger der Chrischona Gemeinde Buchs ZH und wir werden uns in den nächsten Monaten dem Jahr der Stille hingeben. Zwar nur etwa vier bis fünf Monate, das dafür auf vielfältige Weise. So richten wir einen ehemaligen Baracken-Anhänger zum Gebetsraum her, errichten eine Klagemauer, bieten an einer Bibelbar verschiedene Bibeln und Bücher zur Bibel sowie Hörbibeln an. Daneben werden wir viermal ein 48-Stundengebet durchführen und last but not least habe ich den ganzen Predigtplan aufs Thema ausgerichtet.

Als ich nun ihre Berichte zur Stille las, war ich begeistert. Vieles davon können wir brauchen.

Natürlich freue ich mich als Abonnent auch auf die Ausgaben von INSIST in diesem Jahr.

David Ruprecht, Buchs

Humor

Schwierige Jungs

(KMe) Ein Ehepaar hatte zwei Jungs, einen 8- und einen 10-jährigen. Deren herausstechendste Begabung bestand darin, sich in Schwierigkeiten zu bringen. Wann immer in der Umgebung etwas schief lief, die beiden hatten mit Sicherheit etwas damit zu tun. Die Eltern waren verzweifelt.

Da kam ein Pastor in die Gemeinde, dem der Ruf vorauseilte, er werde mit allen Schwerenötern fertig. Die Mutter packte deshalb die beiden Jungs ins Auto und brachte sie zum Pastor.

Dieser trennte die beiden. Dann ging er mit dem 8-jährigen Kevin und dessen Mutter in sein Büro. Er setzte den Jungen hinter sein grosses Pult, lehnte sich über das Pult und fragte: «Kevin, wo ist Gott?» Der kleine Bub schaute nervös umher.

Der Pastor fragte zum zweiten Mal: «Kevin, wo ist Gott?» Dem 8-Jährigen wurde es zusehends unwohl bei der ganzen Sache.

Als sich der Pastor zum dritten Mal über das Pult lehnte und fragte: «Kevin, wo ist Gott?», da war der Bub so schockiert, dass er aus dem Büro rannte und geradewegs zur Haustür hinaus.

Sein älterer Bruder rannte ihm hinterher und hielt ihn auf dem Parkplatz auf: «Kevin, was ist denn los?» fragte er ihn. «Martin», meinte dieser mit angstgeweiteten Augen, «dieses Mal sitzen wir ganz tief im Dreck! Sie haben Gott verloren, und sie glauben, wir seien schuld!»



Die Sterbehilfe schlägt eine gefährliche Bresche

Markus Meury

Sterbehilfe ist in der Schweiz weitgehend möglich. Deshalb wird politisch eine Verschärfung der Gesetzgebung diskutiert. Dagegen wehren sich Sterbehilfeorganisationen wie Dignitas. Sie fordern im Namen der Menschlichkeit weiterhin eine freie Praxis für die Sterbehilfe.

Es ist verständlich, wenn todkranke und seit Jahren leidende Menschen endlich sterben wollen. Das Ableben wird in diesem Fall als Erlösung herbeigesehnt. Sterbehilfe darf aber nicht nur auf der individuellen Ebene gesehen werden. Sie hat gesellschaftliche Auswirkungen.

Hoch entwickelte Gesellschaften bieten grenzenlose Möglichkeiten zur Lebensgestaltung. Wer nicht mehr im Vollbesitz seiner Kräfte ist, fühlt sich massiv eingeschränkt. Sobald der aktive Genuss nicht mehr möglich ist, wird der Sinn des Lebens in Frage gestellt. Unsere Gesellschaft ist einem Gesundheitswahn verfallen.

Leistung wird dabei als Zeichen der Lebensfähigkeit gesehen. Alt-Bundesrat Christoph Blocher meinte in einer öffentlichen Rede vor Behinderten vor einigen Jahren: «Nur wer etwas leistet, ist auch etwas wert.» Damit wurde der Wert des Lebens von höchster Würde in Frage gestellt. Viele Suizidwillige geben denn auch an, sie seien «den Anderen doch nur noch eine Last». Will unsere Gesellschaft die weniger Leistungsfähigen nicht mehr mittragen, weil das zu teuer oder zu arbeitsaufwändig ist? Würde dadurch unsere eigene Freiheit zu stark eingeschränkt?

Sterbehilfe bringt die nicht mehr Leistungsfähigen – und damit längerfristig auch alle betagten Menschen – in Bedrängnis. Wenn sie weiterleben wollen, müssen sie sich zunehmend als wertvoll rechtfertigen. Sterbehilfe schlägt eine gefährliche Bresche für eine weiter gehende Euthanasie. Welches Leben ist wertvolles Leben? Lassen wir das Recht, Leben zu nehmen, weiterhin bei Gott. Die Diskussion, wie lange wir Leben künstlich an Maschinen verlängern wollen, muss allerdings geführt werden.



Markus Meury ist Soziologe und Mitglied des Leitungsausschusses von «ChristNet». markusmeury@gmx.ch

Unsere Kolumnisten schreiben aus unterschiedlicher politischer Perspektive und regen damit zur persönlichen Meinungsbildung an.

Ds' Grännihaar

Stefan Schaerer

Ein alkoholisierter Jugendlicher wird von der Sanitätspolizei ins Spital gebracht. Dort tobt er herum, so dass er in Handschellen gelegt werden muss. Er bespuckt und beschimpft einen Polizisten und tritt ihn gegen den Hals. Schliesslich verabreicht ihm der Polizist links und rechts je zwei Ohrfeigen. Der Jugendliche bzw. dessen Anwalt klagt anschliessend bis vor Bundesgericht und erhält dort Recht. Der Polizist wird zu einer Busse von 300 Franken verurteilt.

Während meiner obligatorischen Schulzeit wurde ich von der damals je nach Schulfach zuständigen Respektperson, damals auch Lehrer genannt, ab und zu am «Grännihaar» gezogen. Meist war dies durchaus angebracht. Das schmerzte eindrücklich und blieb in einigen Fällen unvergesslich. Nun, ich habe es überlebt und nicht mal einen Schaden davon getragen ... dies ist zumindest meine Sicht. Wahrscheinlich hören aber zukünftige Lehrkräfte bei ihrer Ausbildung von ausführlichen Studien, die beweisen, dass ich definitiv einen Schaden fürs Leben mit mir tragen muss. Ich müsste es auch dann glauben, wenn ich es eigentlich gar nicht wollte. Je nach Standpunkt hätte ich dann vielleicht sogar noch Anspruch auf eine finanzielle Entschädigung für den erlittenen Schaden, ausgesprochen von einem dafür zuständigen Amt.

Wenn ich jeweils am Morgen früh in die S-Bahn steige, denke ich manchmal, dass gewissen Mitreisenden in ihrer Jugendzeit ein kräftiger Zug am «Grännihaar» oder eine Ohrfeige zum richtigen Zeitpunkt gut getan hätte. Anders kann ich mir ihr Benehmen oder ihre Wortwahl nicht erklären. Aber wer will und wer wollte hier überhaupt noch die Stimme erheben, wenn nicht einmal mehr staatlich bezahlte Respektpersonen geschützt werden – von Institutionen, die vom Gedankengut der 68er-Generationen durchdrungen sind. Weit haben es die 68er bei ihrem Marsch durch die Institutionen gebracht!



Stefan Schaerer ist Historiker stefan.schaerer65@bluewin.ch

Ein Vampir und die wahre Liebe

Andy Schindler-Walch **Zwei Verfilmungen einer Bestsellerreihe rund um eine romantische Liebesgeschichte lassen die Kinokassen klingeln. Das Erfolgsrezept ist einfach und eine Anregung für Christen.**

Die US-Autorin Stephenie Meyer ist 35 Jahre alt und hat vier Vampirromane geschrieben, die zu Bestsellern wurden. Die beiden ersten Bände, «Twilight» (deutscher Titel: «Bis(s) zum Morgengrauen») und «New Moon» («Bis(s) zur Mittagsstunde») verkauften sich millionenfach und wurden in der Zwischenzeit erfolgreich verfilmt. Sie kamen im November 2008 und 2009 in die Kinos und lassen seitdem die Kassen klingeln. Weltweit hat «Twilight» bis jetzt rund 384 Millionen US-Dollar und somit mehr als das Zehnfache der geschätzten Produktionskosten eingespielt. Mit diesem Ergebnis wurde die Verfilmung «Harry Potter und der Halbblutprinz» um mehr als 80 Millionen Dollar übertrumpft. «New Moon», die Fortsetzung von «Twilight», wird vermutlich noch erfolgreicher sein. Zudem ist der nächste Teil schon abgedreht, der im Juli 2010 in den Kinos starten soll.

Böse und gute Vampire

Worum geht es in diesen beiden so erfolgreichen Filmen? «Twilight» erzählt von einem hübschen und unschuldigen 17-jährigen Mädchen namens Bella Swann, gespielt von Kristen Stewart, das in den USA lebt. Es zieht von Phoenix zu ihrem Vater nach Forks. Dort findet die junge Frau neue Freunde. Sie begegnet dem geheimnisvollen Edward Cullen, gespielt von Robert Pattinson. Er reagiert vorerst recht abweisend. Als Bella ihn und



Andy Schindler-Walch ist Filmspezialist; er bespricht Filme in mehreren Zeitschriften und für Radio Life Channel.
andy.schindler@fernsehen.ch

seine vier Adoptivgeschwister besser kennen lernt – Achtung, jetzt kommts – erlebt sie eine Überraschung: Edward und seine Geschwister sind Vampire, die gelernt haben, ihren Blutdurst zu kontrollieren und «nur» Tiere auszusaugen. Das sind vorderhand die «guten» Vampire. Daneben tauchen aber auch noch «böse» Vampire auf, die Menschenblut trinken. Edward und seine Sippe retten Bella vor einem «bösen» Vampir.

In «New Moon» ist Bella ein Jahr älter. Beinahe wird sie von einem Vampir aus der Sippe Edwards gebissen. Edward fühlt sich schuldig und verschwindet. Doch Bella kann ihn nicht vergessen. Sie erlebt einige Abenteuer; bis sie ihn wieder findet. Schliesslich geht es auch noch um die Frage, ob Bella ein Vampir werden soll oder nicht und um eine mögliche Heirat.

Wahre Liebe

Müssen sich Christen wegen erfolgreichen Romanen rund um Vampire und ihrer Verfilmung Sorgen machen? Stephenie Meyer ist eine Mormonin, und ihr Glaube soll, gemäss eigenen Aussagen, grossen Einfluss auf ihr Leben und Schreiben haben. Trotzdem warnte der katholische Bischof Franco Perazzolo, Kinoexperte des Vatikans,

vor der «besorgniserregenden Leere» dieser Vampirserie.

Die Ängste sind unbegründet. Was den Erfolg der Bücher und der Filme ausmacht, hat kaum etwas mit Religion oder mit finsternen Mächten zu tun. Es geht schlicht und einfach um die klassische Liebesgeschichte: Junge will Mädchen, Mädchen will Junge, und bis sie einander kriegen, gibt es viele Widerstände zu überwinden. Darin steckt das ganze Erfolgsgeheimnis. Edward und Bella verkörpern zudem etwas von Romeo und Julia. Die Romane und Verfilmungen sprechen besonders Mädchen und Frauen zwischen 15 und 30 Jahren an. Kein Wunder: In einer von vielen als kalt und unberechenbar gewordenen Welt geht es um wahre Liebe und das ewige Leben – was Vampire ja angeblich haben sollen.

Spannend ist darum, was Christen in den USA aus der Situation machen. Sie versuchen, den Hype rund um die Vampirbücher und deren Verfilmungen positiv zu nutzen, indem sie Fragen zum Inhalt der Filme aufwerfen. Beispielsweise so: «Wer zeigt wie in ‚Twilight‘ etwas von wahrer Liebe?» Dadurch können sie mit andern über den christlichen Glauben reden. Blockbuster so als Anregung zur Diskussion zu nutzen, ist eine gute Idee.



Die Liebe zwischen Vampir Edward und Bella muss viele Hindernisse überwinden.

Der Glaube macht nicht nur blind

Andreas Schmid **Ein einziger polemischer Artikel in der Zürcher Studierendenzeitung genügte, um eine Reihe ähnlicher Beiträge in verschiedensten Medien zu provozieren: «Freikirchen drängen in die Schulen», «Steigende Zahl von evangelikalen Lehrern - Pädagogische Hochschulen ergreifen Massnahmen», «Unterricht im Namen Gottes», so lauteten einige Schlagzeilen.**

Christliche Lehrkräfte und Studierende wurden in diesen Beiträgen pauschal unter Indoktrinations- und Missionierungsverdacht gestellt. Dabei war den Medien kaum eine Randnotiz wert, dass alle befragten Hochschulrektoren und Vertreter der Lehrerverbände erklärten, das Thema sei im Rahmen normaler Professionalisierungsdiskurse problemlos zu handhaben.



Man konnte die Befürchtungen leicht nachvollziehen, dass sich das Ganze zu einem öffentlichkeitswirksamen Selbstläufer entwickeln würde – mit der möglichen Folge, dass einzelne Lehrkräfte – z.B. in Anstellungsgesprächen – nicht mehr wagen würden, zu ihren Grundüberzeugungen zu stehen. Dies hätte jedoch bedeutet, einer unberechtigten Gesinnungsforderung und einem falsch verstandenen Toleranzbegriff zuviel Argumentationskraft zuzugestehen.

Neutralität vermeidet Eindeutigkeit
Man hätte sich einfach ärgern und abwarten können, bis sich das mediale Strohfeuer mangels substanzieller Be-

Neutralität vermeidet Eindeutigkeit

Man hätte sich einfach ärgern und abwarten können, bis sich das mediale Strohfeuer mangels substanzieller Be-

gründung von selbst gelegt hätte. Doch unserer Gesellschaft – und damit auch den Medien – muss daran gelegen sein, das Verhältnis von Religion und Lebenswirklichkeit zu klären, sonst geht sie an wesentlichen Realitäten und Bildungsinhalten vorbei. Will man diese Klärung, braucht es transparente Standpunkte und den Diskurs darüber – als Abbild der gesellschaftlichen und kulturellen Vielfalt.

In der heftigen Abwehr eindeutiger Positionen zeigt sich letztlich eine Hilflosigkeit. Man ist nicht in der Lage, mit der Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit unserer multikulturellen und sich pluralistisch verstehenden Gesellschaft umzugehen. Aus dieser Überforderung heraus wird die fehlende gemeinsame Grundlage in der Pädagogik allzu leicht durch einen absolut gesetzten religiösen und politischen Neutralitätsbegriff ersetzt. Eindeutige Bekenntnisse und begründete Positionen, die einen Lebensentwurf bestimmen, werden dann zur Bedrohung für die eigenen unverbindlichen Konzepte – und sind daher zu bekämpfen.

Der Weg dazwischen

Christliche Lehrkräfte könnten sich in dieser Lage als Fachleute eines Zwischenweges profilieren. Sie sind sich gewohnt, persönliche verbindliche Wertsetzungen – etwa den Anspruch Gottes auf das eigene Leben – mit dem staatlich definierten Bildungsauftrag im konkreten Schulalltag zusammenzubringen und dieses gegenseitige Verhältnis zu klären. Sie sind sich bewusst, dass dadurch Spannungsfelder und divergierende Ansprüche entstehen, die nicht einseitig aufgelöst werden können. Aus einer solchen Klärung erwächst eine Grundhaltung: Ein hohes persönliches Engagement für die Menschen, um die es geht, ver-

bindet sich mit der Achtung von Grenzen, die zu respektieren sind.

Persönlicher Glaube und eine christliche Wertebasis lassen sich durchaus mit einem professionellen Unterricht und mit Wissenschaftlichkeit vereinbaren. Die Diskussion darüber, wie das geschehen kann, darf nicht einem undifferenzierten Thesenjournalismus überlassen werden. Sie ist auch nicht neu, sondern wurde schon vor 50 Jahren in der Auseinandersetzung zwischen geisteswissenschaftlicher und erfahrungsorientierter Pädagogik geführt.

Glaube und Erkenntnis

Eine der grossen Gestalten der deutschen Pädagogik, Wilhelm Flitner, hat damals seine selbstverständliche Einsicht und Überzeugung mit folgenden Worten auf den Punkt gebracht:

«Auch der wissenschaftlich über die erzieherische Tätigkeit nachdenkende Erzieher wird durch seine Glaubensposition in seiner Wissenschaft betroffen werden: Denn der Glaube, wie die Liebe, macht nicht nur blind für die ihm unbequemen Wahrheiten, er macht auch sehend. Er schliesst die Vernunft auf. (...) Wir wünschen uns darum Christen in der Forschung, weil sie Tatbestände aufhellen, die sich im Licht des christlichen Lebensverständnisses richtiger und umfassender zeigen als von anderen Positionen her; wir brauchen aber auch das sie et non! der Andersdenkenden in ihr, weil sie uns vor Kurzschlüssen und vor der Gefahr des Ghettos bewahren.»

Fazit

Glaube ist nicht unbedingt ein Gegenbegriff zu Erkenntnis – aber auch nicht mit ihr zu verwechseln! Darüber müssten wir ins Gespräch kommen.

1 lat. «so und (so) nicht»



Andreas Schmid ist Dozent Berufsbildung im Sek I-Studiengang an der PHZ Luzern. Er leitete zehn Jahre den Bildungs- und Ferienort Campo Rasa.
aj.schmid@gmx.ch

Der Charakter – neu entdeckt

Beat Stübi Auf der Suche nach «Glück» und «gelungenem Leben» stösst die Psychologie auf alte Tugenden – und auf die Transzendenz.

Die Psychologie hat sich jahrzehntelang fast nur mit den «negativen» Seiten des Lebens befasst, mit Krankheiten, zwischenmenschlichen Problemen und den Möglichkeiten, sie zu therapieren. So finden sich in wissenschaftlichen Datenbanken 46'000 Artikel über Depressionen, aber nur gerade 400 Beiträge über die Lebensfreude. Seit einigen Jahren erforscht die «Positive Psychologie» ganz bewusst das «gelungene Leben». Dabei werden Faktoren gesucht, die das Glück von Individuen und Gemeinschaften fördern.

Charakter macht glücklich

«Glück ist Charaktersache» – so können aktuelle Forschungsergebnisse des Psychologieprofessors Willibald Ruch von der Universität Zürich zusammengefasst werden. Der «Charakter» war als Begriff in der deutschsprachigen Psychologie lange verpönt, er galt als «zu wertend» und «zu moralisierend». Das hat sich jetzt geändert. Willibald Ruch überträgt Konzepte aus der internationalen Glücksforschung auf den deutschsprachigen Raum und stellt ein modernes «Charaktermodell» mit 24 Charakterstärken vor. Diese ordnet er sechs übergreifenden, traditionellen «Tugenden» zu. Für mich war es überraschend, wie nahe dieses



Beat Stübi ist Notfallpsychologe und CEO der «Stiftung sbe» für berufliche und soziale Wiedereingliederung.
beat.stuebi@gmx.ch

Modell einem biblisch-christlichen Menschenbild kommt. So gehört zur Tugend «Menschlichkeit» die Charakterstärke «Bindungsfähigkeit», zur Tugend «Mut» die Charakterstärke «Authentizität» und zur Tugend «Mässigung» die Charakterstärke «Vergebungsbereitschaft».

Die sechs Tugenden nach Ruch

Weisheit und Wissen: kognitive Stärken, die den Erwerb und den Gebrauch von Wissen beinhalten.

Mut: emotionale Stärken, die mittels der Ausübung von Willensleistung interne und externe Barrieren zur Erreichung eines Zieles überwinden.

Menschlichkeit: interpersonale Stärken, die liebevolle menschliche Interaktionen ermöglichen.

Gerechtigkeit: Stärken, die das Gemeinwesen fördern.

Mässigung: Stärken, die Exzessen entgegenwirken.

Transzendenz: Stärken, die uns einer höheren Macht näher bringen und Sinn stiften.

Der Weg zur Zufriedenheit

In einem Interview beschreibt Willibald Ruch den Weg zu mehr Lebenszufriedenheit. Sie hängt zusammen mit der Veranlagung eines Menschen und mit seiner materiellen Versorgung. Die Bedeutung von Reichtum, Status und Vergnügen wird aber laut Ruch massiv überschätzt. Hedonismus¹ ist der kürzeste Weg zum Glück – nur ist hier die Sättigungsgrenze schnell erreicht; danach benötigt man

immer mehr von dem, was das Glück ermöglicht hat. Ein anderer Weg ist nachhaltiger: Ein gutes und geglücktes Leben entsteht aus einem sinnorientierten und engagierten Lebensstil. Dieser Lebensstil ergibt sich aus den charakterlichen Stärken eines Menschen.

Charakterstärken lassen sich trainieren. Zur Tugend «Transzendenz» gehören neben «Spiritualität» und «Hoffnung» auch «Dankbarkeit». In einem einfachen Trainingsprogramm mussten die Teilnehmenden jeden Abend drei positive Erlebnisse des Tages aufschreiben, für welche sie dankbar waren. Nach kurzer Zeit zeigten sie im Vergleich zu einer Kontrollgruppe mehr Lebenszufriedenheit und weniger depressive Symptome. Christinnen und Christen werden bei diesem Trainingsbeispiel an die heilsame Wirkung von regelmässigen Dankesgebeten erinnert.

¹ Der Begriff «Hedonismus» bezeichnet das egoistische Streben nach materiellen Genüssen.

Hinweis

Kennen Sie Ihren Charakter? Wollen Sie Ihre wichtigsten Stärken bewusst pflegen – und auf diesem Weg wahrscheinlich ein glücklicheres und zufriedeneres Leben führen? Unter www.charakterstaerken.org finden Sie einen Online-Fragebogen der Universität Zürich. Das Ausfüllen des Fragebogens dauert etwa 30 Minuten, unmittelbar nach Testende erhalten Sie Ihr persönliches Stärkenprofil.

Die Beatles - neu aufgenommen

Jean-Daniel von Lerber **Am 9. September 2009 war es soweit: Das komplette Beatles Repertoire wurde in einer speziellen Box neu veröffentlicht. Sie enthält alle 12 Original Studioalben sowie das Magical Mystery Tour Live Album.**

Das Ganze wurde in einer bisher ungehörten Qualität digital neu aufgenommen. Das töne so, wie sich die vier Musiker selber im Studio gehört hätten, damals in den Sechzigerjahren, wurde gesagt. Während vier Jahren hat eine ganze Gruppe von Technikern im Londoner Abbey Road Studio an den Songs herumgetüftelt, um sie so authentisch wie möglich auf CD zu brennen. Im Package inbegriffen sind erweiterte Booklets wie auch DVDs mit Kommentaren und Hintergrundinfos.

Genau diese Box habe ich mir gekauft. Dieser Meilenstein der Musikgeschichte darf in meiner Sammlung nicht fehlen. Eine CD nach der anderen habe ich mich durch die Songs gehört. Die Jungs haben etwas von Musik, Arrangements, Harmoniegesang, Phrasing und Texten verstanden. Das wird bei dieser Revue gut hörbar. Auch wenn es da und dort «Füller» gibt, die Evergreens überwiegen. So stimmt man schnell ein in Songs wie «Yesterday», «Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band», «Yellow Submarine», «Obladi, Oblada» und «Hey Jude». Die «Mitsummliste» ist lang.

Rückblende

Sommer 1970. Seehofstrasse in Zürich. Im Saal der Pfingstmission im 2. Stock steht ein Piano. An jenem Abend findet die Bandprobe von «Road to Heaven» statt, einer der ersten christlichen Pop/Rockbands. Zum Aufwärmen spielen wir das, was im Radio zur Zeit aktuell ist. Als Pianist liegt mir «Let it be» sehr gut. Es ist nicht so schwer und auch nicht so schnell ... So trällere ich den Song von John Lennon. Dabei bin ich auf der Hut und



The Beatles - historischer Plattencover

versichere mich, dass niemand von der Gemeindeleitung im Haus auftaucht. Was für ein Skandal, ein Lied über die «Mother Mary» in diesen Mauern zu singen ... «Let it be» (lass es ruhen bzw. gut sein) ist zwar eine Zusage, die uns auch Christus selber gibt. Wer ihm vertraut, weiss, dass er für uns sorgt. Aber die Beatles – nein, die sind definitiv mit dem Christsein nicht zu vereinbaren.

Es grenzte damals an ein Wunder, dass unsere «moderne» Musik überhaupt toleriert wurde. Die Gemeindeverantwortlichen rangen um die Frage, was als «weltlich» und was als «geistlich» zu bewerten sei. Eine saubere Abgrenzung vorzunehmen, war dabei das hehre Ziel. Vom Bibelvers «Wen Christus frei macht, der ist recht frei» war damals leider wenig bis nichts zu spüren.

Abgrenzen statt zuhören

Es gab kaum jemanden, der den Songs, die am Radio gespielt wurden, richtig zuhörte, und damit auch niemanden, der die Befindlichkeit jener Generation zu orten und zu verstehen versuchte.

Aus der Distanz der Zeit erscheinen jene Tage in einem anderen Licht. Da gibt es Kopfschütteln und Trauer, weil sich aufgrund der engen Haltung der Gemeinde einige Freunde von ihrem Glauben an Gott abgewandt haben. Aber es gibt auch ein Schmunzeln: Wie konnte man nur ...?

Vorwärts blicken

Auf seiner letztjährigen Tour hat der Musiker und Christ Barry McGuire die Konzerte immer mit «In my Life» von John Lennon abgeschlossen. In seiner Einführung bemerkte er, dass es eine ganz andere Sache sei, ein Lied in jungen Jahren – mit dem «Vorwärtsblick» – zu schreiben, als das gleiche Lied im Alter zu singen – mit «Rückwärtsblick». «Stellt Euch vor, John Lennon hätte 74 Jahre alt werden dürfen wie ich. Was für Lieder hätte er wohl noch geschrieben!?»

Im Song «In my Life» erzählt John Lennon von der Reise des Lebens. Von Stationen, Menschen, Orten, die man lieben gelernt hat und von denen man Abschied nehmen musste. Sie haben sich verändert – nicht immer zum Besseren. Da sterben Freunde, dort verschwindet ein lieb gewonnener Fleckchen gänzlich. Menschen und Orte kommen, neue Begegnungen geben der Liebe frische Kraft. Trotzdem, die Erinnerungen an all die Lebensstationen werden immer bleiben, das Innehalten und Gedenken soll seinen Platz behalten.

Heute, bald 40 Jahre nach der erwähnten Bandprobe, steht das gesammelte Werk der Beatles bei mir zu Hause.

Ich habe gelernt, anders hinzuhören. Nun bin ich gespannt auf nächste Entdeckungen. Ob ich auch auf Musik stossen werde, die den Nerv der heutigen Generation trifft und die gleichzeitig aus der Verbindung mit dem lebendigen Gott entstanden ist?



Jean-Daniel von Lerber ist seit 30 Jahren Kulturagent; er leitet PROFILE Productions in Richterswil ZH. jean@profile-productions.ch

Die Kirchen müssen ihre Islampolitik revidieren

Georg Schmid **Warum ist die bisherige Islampolitik der Kirchen an ihrem eigenen Kirchenpublikum derart offenkundig gescheitert? Diese Frage stellt sich nach der Abstimmung zum Minarettverbot vom 29.11.09.**

Haben die Kirchen und die christlichen Medien zu wenig unternommen, um zur Toleranz aufzurufen? Hat sich das Kirchenvolk durch islamophobe Demagogen verführen lassen? War das Kirchenpublikum schlicht nicht reif und verantwortungsbewusst genug, um zu dieser Minarettverbotsinitiative Stellung zu nehmen? Ich fände es verheerend, wenn die Kirchen den Ausgang der Abstimmung zum Anlass nehmen würden, von nun an noch vehementer gegen Islamkritiker aufzutreten und noch lauter das Lied einer problemlosen religiösen Toleranz anzustimmen.

Die islamische Tabuzone

Dass Muslime in der Öffentlichkeit zu ihrer eigenen Religion und deren koranischen Wurzeln nicht kritisch Stellung nehmen können und wollen, ist angesichts der heftigen Reaktionen des offiziellen Islams auf jede Form von Islamkritik mehr als nur begreiflich. Islamkritik ist tabu – und im Extremfall lebensgefährlich. Deshalb

wird uns von offizieller islamischer Seite ein Islambild präsentiert, das alle schwierigen Seiten sofort ausblendet oder überblendet.

Dass uns Muslime ein perfektes, völlig problemfreies Islambild vor Augen stellen, sei ihnen unbenommen. Religionskritik – auf die eigene Religion angewandt – liegt noch weitgehend jenseits ihrer Möglichkeiten.

Kein falsches Islambild vermitteln

Wenn aber Kirchenvertreter dieses problemfreie Islambild übernehmen und bei allen kritischen Anfragen aus ihrem eigenen Publikum sofort Rassistismusverdacht aufkommen lassen und dem Kritiker bedeuten, seine Bedenken würden auf einem Missverständnis beruhen oder er habe sich gar von Demagogen verführen lassen, dann gewinnt das Kirchenpublikum den Eindruck, die Kirchenleitungen seien der offiziellen Islampropaganda aufgesessen. Genau wie die islamkritikfreien Moslems blenden sie alle kritischen Fragen am liebsten aus.

Wer die Verantwortlichen für die Islampolitik der Kirchen kennt, weiss, dass sie auch manche kritische Anfragen an den Islam haben – und im kleinen Kreis auch äussern. Aber in der Öffentlichkeit ist von diesen kritischen Anfragen nicht viel zu hören.

nicht in den rechten Winkel, wenn wir offen Islam-Kritik kommunizieren. Wir treiben es in die Arme der Rechtsaussen-Ideologen, wenn nur noch in deren Reihen Erfahrungen mit Moslems offen besprochen werden können.

Religionskritik ist seit der Zeit der prophetischen Tempelkritik des Alten Bundes ein Vorrecht und eine Qualität des Glaubens in biblischer Tradition. Unser Meister Jesus Christus selbst hat diese Tradition in seinen Äusserungen zum Tempelkult und zu den Pharisäern aufgenommen und vertieft. Die ganze Reformation war ein Ausdruck leidenschaftlicher Kirchenkritik.

Wenn wir in unseren Kirchen die christliche Geschichte und die christliche kirchliche Gegenwart – eventuell noch ergänzt um «Sektenkritik» oder Kritik an indischen Gurus – weiterpflegen, aber den Islam in seinen Wurzeln und seiner Gegenwart ausklammern, verraten wir die eigene Tradition. Wir verlieren das Vertrauen des Kirchenpublikums, und nehmen im Grunde auch unsere islamischen Gesprächspartner nicht ernst, wenn wir einfach das Islambild nachbeten, dass sie uns vorlegen. Wir gaukeln eine fraglose christliche Toleranz vor, die das Kirchenpublikum als unehrlich empfindet.

Begegnung ist bei aller gegenseitigen Freundschaft immer auch Zumutung. Dies gilt auch für die Begegnung unter Religionen. Ich hoffe, dass wir in unseren Kirchen nach der Abstimmung vom 29.11.09 Ängste überwinden und den Mut fassen, offener und bewusster nicht nur sektenkritische und kirchenkritische, sondern auch islamkritische Christen zu sein.

Religionskritik ist biblisch

Welchen Wert haben interreligiöse Gespräche, in denen kritische Fragen keinen Raum haben? Oder will man rechtslastigen Demagogen bloss nicht das Wort reden? Wir treiben das Kirchenpublikum



Prof. Georg Schmid ist Pfarrer und Religionswissenschaftler.
georg.schmid@swissonline.ch



Die Gegenwart schrumpft



«Eine Welt des permanenten Wandels und der unterschiedslosen Gleichgültigkeit aller Dinge überfordert uns.»

Mit der Geschwindigkeit des Fortschrittes erhöht sich auch die Geschwindigkeit der Alterung. Zivilisatorische Errungenschaften verlieren ihre Gültigkeit immer schneller. So titelte eine Zeitung: «Die Halbwertszeit von Firmen nimmt rasant ab.» Unter Halbwertszeit versteht man jene Zeitspanne, in der die Hälfte der gezählten Dinge zerfallen sind. So wird auch die Halbwertszeit unseres zivilisatorisch nutzbaren Wissens kürzer: Es veraltet immer schneller. Die gesteigerte Innovationsgeschwindigkeit führt zu einer notorischen Platznot in Bibliotheken; sie lässt meinen Computer schneller altern als ich ihn durch Gebrauch abnutzen kann.

Ein doppelter Schrumpfprozess

Diese raschen Veränderungen zeigen sich in jedem Bereich unserer Kultur. Damit aber werden unsere Annahmen über die Realität, mit der wir künftig zu rechnen haben, immer unzuverlässiger. Die Zukunft rückt der Gegenwart stetig näher. Die zeitliche Ausdehnung jener Gegenwart, die wir sicher überschauen können, nimmt sozusagen «von vorne» her ab – sie schrumpft. Das fördert ein Grundgefühl der Unsicherheit, und es ruft nach

Felix Ruther **Der Mensch ersinnt immer wieder neue Gegenstände. Das war zwar schon immer so. Allerdings hat sich die Innovations-Geschwindigkeit – die Zahl der neu erfundenen Dinge pro Zeiteinheit – ins Exponentielle gesteigert. Rund 80% der je von Menschen erfundenen Dinge – vom TV bis zum iPod – stammen aus den letzten Jahrzehnten.**

Strategien, mit denen wir die Komplexität des Möglichen auf eine überblickbare Grösse verringern können.

Weil auch die Alterungsprozesse ständig schneller werden, schrumpft die Gegenwart – die Zeit, in der wir uns verlässlich orientieren können – aber auch «von hinten». Uns vertraute Umgebungen werden in immer kürzeren Abständen baulich verändert. Im Supermarkt werden

uns immer wieder neue Produkte angeboten; sie verdrängen die alten, an die wir uns gerade erst gewöhnt haben. Wer sich nicht stetig auf das Neue ausrichtet, verliert rasch die Orientierung. Das gilt besonders im beruflichen Umfeld. Was wir gestern gelernt haben, können wir heute oft nicht mehr anwenden. Das ständig wachsende und sich verändernde Wissen relativiert, was ich einmal gelernt habe; die zunehmende Zahl an Produkten wertet den einzelnen Gegenstand ab.

Hilflose Reaktionen

Eine Welt des permanenten Wandels und der unterschiedslosen «Gleichgültigkeit» aller Dinge überfordert uns. Beim Einzelnen kann das dazu führen, dass er sich aus der Welt zurückzieht und bei seinen Freunden – in seiner «Peergroup» – Halt sucht oder sich der Gesellschaft gänzlich verweigert. Andere reagieren mit psychosomatischen Störungen. Ideologien oder Fundamentalismen bieten uns Entlastung an, indem sie die Komplexität der Welt mit einer klaren Schwarz-Weiss Einteilung überschaubar machen; allerdings geht dabei der Blick auf die ganze Wirklichkeit ver-

loren. Solche Reaktionen auf die Gegenwartsschrumpfung entpuppen sich über kurz oder lang als Sackgassen.

Die grossen Erzählungen

Ganz anders, wenn wir uns rückbesinnen auf die grossen Erzählungen der Menschheit. Schon unsere Vorfahren haben mit ihren Sippenerzählungen und religiösen Mythen Orientierungshilfen für die Nachgeborenen geschaffen. Auch wenn die so genannte Postmoderne behauptet, dass die grossen Erzählungen der Menschheit abgebrochen seien, gibt es immer noch dieses «unauslöschliche Gerücht» (Robert Spaemann), dass Gott hinter der Geschichte steht.

Wer sich in diese Geschichte von Fall und Erlösung, Schöpfung und Vollendung eingebettet weiss, hat gerade heute, angesichts der herrschenden Unübersichtlichkeit, eine vortreffliche Lebensmöglichkeit. Denn wer sein «Woher» und «Wohin» kennt, gewinnt Halt und Orientierung, er findet leichter einen stabilen Punkt im stetigen Wandel. Die Frage, was Gott heute von mir will, ist dabei zwar wichtig, sie reicht aber nicht weit genug. Auch Christen müssen heute wieder die grossen Zusammenhänge entdecken. Denn erst durch sie erhalten sie die notwendige Übersicht, die vor der Versuchung bewahrt, sich angesichts der bedrängenden Komplexität ins rein Individuelle zurückzuziehen.



Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident des Instituts INSIST.
felix.ruther@insist.ch

Nordkenia: Wir haben den Hunger satt!

Verbranntes Land, hungernde Menschen, verendete Tiere. Schreckliche Realität in weiten Teilen Kenias. In einigen Gegenden sind über 20 Prozent der Kinder unter fünf Jahren akut unterernährt. Besonders hart trifft es Kleinbauern und Viehzüchter.

Sie können helfen!



Bild: Marcus Perkins, tearfund UK

Helfen Sie mit!

PC-Konto 80-43143-0
Vermerk: Nothilfe Nordkenia
Online spenden:
www.tearfund.ch, Tel. 044 447 44 00
Herzlichen Dank für Ihre Hilfe!

Jeder Franken zählt:

Für 50 Franken erhält eine Familie ein Paket mit Nahrung für einen Monat. Für 70 Franken bekommt ein unterernährtes Kind während vier Monaten Ergänzungsnahrung.

Erfahren Sie mehr unter www.tearfund.ch



tearfund.ch

Hinsehen. Handeln.

TearFund Schweiz ist eine christliche Entwicklungs- und Nothilfeorganisation. Zuwendungen an TearFund sind in allen Kantonen steuerabzugsberechtigt.



Wir sind eine kleine Gemeinde, die die befreiende Botschaft der Bibel für heutige Menschen glaubhaft leben und weitergeben will. Zur Förderung und zum weiteren Aufbau als dienende und missionarische Gemeinde suchen wir **per sofort** einen

Pastor/Seelsorger (80% – 100%).

Unsere Vorstellungen:

- Ihre Begabungen liegen im Bereich Seelsorge, Verkündigung und Teamleitung
- Ein wichtiges Anliegen sind uns Kinder und junge Menschen
- Sie haben eine theologische Ausbildung und wenn möglich praktische Gemeindeerfahrung

Was Sie bei uns erwartet:

- unsere Kapelle befindet sich in einem Wohnquartier in Wettingen
- wir sind etwa 40 Gemeindeglieder allen Alters
- wir sind offen für Menschen aller Nationen
- ein motiviertes Team freut sich darauf, mit Ihnen in Zukunft die Gemeindeleitung wahrzunehmen
- Ihre Fortbildung wird unterstützt

Als Baptistengemeinde leben wir in Unabhängigkeit vom Staat als Freikirche und sind daher eigenverantwortlich und keinem Gremium unterstellt. Wir gehören dem Bund Schweizer Baptistengemeinden an und arbeiten aktiv in der Allianz Baden/Wettingen mit.

Wenn Sie die Aufgabe anspricht, setzen Sie sich mit uns in Verbindung für ein unverbindliches Gespräch. Unser Gemeindeleiter ist gern dazu bereit: Bernd Gellert, Tel: 056 426 99 21 (abends), bernd.gellert@swissonline.ch

GUTE IDEE!

Gratis-Hotelverzeichnis & Gewinnchance!
Senden Sie uns dieses Inserat und nehmen Sie teil an der Verlosung von 2 verlängerten Ferienwochenenden! VCH - Hotels, Zentrum Ländli, CH - 6315 Oberägeri
Tel. +41 (0) 41 754 99 30, Fax +41 (0) 41 754 91 01
E-Mail: mail@vch.ch

vch HOTELS (ins)
Verband Christlicher Hotels
www.vch.ch

wir übersetzen Hoffnung

wycliffe.ch

Der Imhof-Shop
Tintenpatronen und Toner zu Tiefpreisen und Top-Qualität und weitere Angebote
www.imhofshop.ch

www.insist.ch



FREMDE IN DER BIBEL

Mit Fremden «biblisch» umgehen

Markus Zehnder Im alten Israel gab es differenzierte Vorstellungen darüber, wie man mit Fremden umgehen sollte. Schon innerhalb des Alten Testaments wurden diesbezügliche Vorschriften später an die veränderte gesellschaftliche Situation angepasst. Im Neuen Testament verändert sich dann die Perspektive grundlegend; der Rahmen ist nicht mehr ein ethnisch-religiös geschlossenes Gemeinwesen, sondern die neue Gemeinde, in der ethnische Gesichtspunkte zurücktreten.

Die Probleme, die sich in weiten Teilen Europas im Blick auf die Migration und das Zusammenleben zwischen «Einheimischen» und «Fremden» ergeben, gehören zu den drängendsten Fragen, die sich unserer Gesellschaft heute stellen. Das zeigt sich schon allein an der Vielzahl von Massnahmen, mit denen der Staat die Probleme zu lösen versucht. Auch christliche Politiker und die Kirchen nehmen sich der Thematik an, in der Regel auf Seiten derer die eine «offene», d.h. Migrations-freundliche Haltung einfordern.

Kaum biblisch begründet

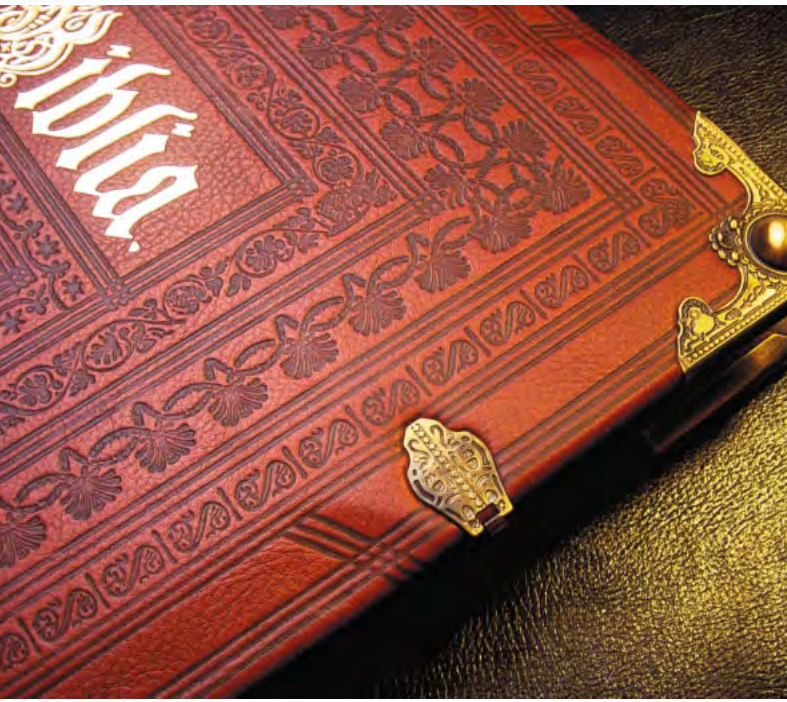
Dabei bleibt aber die biblisch-theologische Begründung auffallend dünn. Man beruft sich auf abstrakte Prinzipien wie «Jesus ruft uns auf zur Solidarität» oder man wählt ein paar wenige Bibelstellen aus und versucht, sie ungeachtet ihrer ursprünglichen sozio-kulturellen Einbettung einfach

eins zu eins auf unsere heutige Situation zu übertragen. Besonders beliebt sind Stellen wie «Einen Fremdling sollst du nicht bedrücken» (2 Mose 22,20) oder «Einerlei Gesetz und einerlei Recht soll gelten für euch und für den Fremden, der bei euch wohnt» (4 Mose 15,16). Dabei eröffnen sich dem, der geduldig und aufmerksam danach fragt, wie das Volk Gottes in der Bibel mit Fremden umgegangen ist, eine Vielzahl an erstaunlichen, oft ungewohnten, aber in manchem auch heute hilfreichen Erkenntnissen.

Das biblische Bild vom Umgang mit Fremden ist wesentlich komplexer als oft angenommen. Das zeigt auch ein näherer Blick auf die zwei genannten Stellen aus dem Alten Testament: Mit dem «Fremdling» aus 2. Mose 22 ist nicht irgendein Fremder gemeint, sondern nur der «Beisasse», d.h. derjenige, der bereit ist, sich weitgehend an die israelitische Gemeinschaft zu assimilieren. Beim «gleichen Recht», das in 4. Mose 15 für den Fremden gefordert wird, geht es wiederum um das Recht nur für den sich assimilierenden Fremden (den «Beisassen»), und die Gleichberechtigung ist gemeint als Gleichverpflichtung, bezogen auf ganz konkrete, eingegrenzte Lebensbereiche, so dass von einer allgemeinen Gleichberechtigung nicht gesprochen werden kann.



Dr. theol. Markus Zehnder ist Professor für Bibelwissenschaften an der Ansgar Teologiske Høgskole in Norwegen, zugleich ist er Privatdozent für Altes Testament an der Uni Basel.
Markus.Zehnder@unibas.ch



«Wenn wir versuchen, die aktuellen Migrationsfragen zu beantworten, kann uns nur ein geduldiges Hören auf die differenzierten und präzisen Aussagen des Alten und des Neuen Testaments zum Umgang mit Fremden vor oberflächlichen Schnellschüssen bewahren.»

Eckdaten im Umgang mit Fremden

Welche Eckdaten zum Umgang mit Fremden, die für die gegenwärtige Migrationsthematik von Bedeutung sind, lassen sich der Bibel entnehmen?

- Jedem Menschen kommt, unabhängig von Rassen- oder Volkszugehörigkeit, eine unendliche Würde aufgrund seiner Gottesebenbildlichkeit zu; jedem Rassendünkel ist damit der Boden entzogen.
- Die Vielfalt der Völkerwelt und die damit verbundene volle Herausbildung der Unterschiede der Ethnien ist etwas Positives; ihre Auflösung in einem Einheitsbrei, in einem multikulturellen gesichtslosen Mix, ist kein biblisches Ziel.
- Es ist zu unterscheiden zwischen zwei Hauptgruppen von Fremden. Die eine (hebr. *nokri*, «Fremder») verharret emotional, kulturell oder religiös in grösserer Distanz zur Gesellschaft, die sie aufnehmen soll; die andere (hebr. *ger*, «Beisasse»), ist bereit, sich auf allen Ebenen stärker zu assimilieren. Die Kategorie «Ausländer» als generalisierender Begriff ist nicht biblisch. Diese Feststellung steht in Spannung zum postmodernen Grundsatz des generellen Verbots der Ungleichbehandlung von Menschen ungleicher Herkunft und Zugehörigkeit (Prinzip der «Nicht-Diskriminierung»).
- Je nach Lebensbereich und je nach Assimilationsgrad des Fremden gehen Berechtigung und Verpflichtung unterschiedlich weit. Fremde, die sich nicht dauerhaft in die Volksgemeinschaft einfügen wollen, werden von spezifischen Förderungsmassnahmen wie dem Schuldenerlass im Sabbatjahr und dem Zinsverbot ausgenommen

(5 Mose 15,3; 23,20-21). Immer gilt, dass das Mass, in dem sich der Fremde einzufügen bereit ist, mit dem Mass an Aufnahme- bzw. Integrationsbereitschaft seitens der Einheimischen korrespondieren muss. Das widerspricht Versuchen, die Erteilung von Rechten an nicht oder kaum angepasste Fremde als Mittel der Integration zu gebrauchen.

- Einwanderung von Fremden und ihre Betreuung geschieht nicht auf der Ebene einer zentralisierten Staatsbürokratie, sondern im direkten Bezug zu konkreten Privatpersonen oder überschaubaren lokalen Gemeinschaften.
- Von denjenigen Fremden, die sich dauerhaft in Israel niederlassen, wird nicht nur die Übernahme der «zivilen» Ordnungen Israels verlangt, sondern auch ein Mindestmass an Anpassung im religiösen Bereich. Dazu gehört das Halten des Arbeitsverbotes am Sabbat und am Jom Kippur (2 Mose 20,10; 3 Mose 16,29). Es wird im Alten Testament zwar verschiedentlich davon berichtet, dass an Angehörige nicht-israelitischer Religionen Sonderrechte zur Ausübung ihres Kults erteilt werden; in der Sicht der biblischen Autoren ist ein solches Vorgehen aber falsch. Damit stimmt überein, dass sich weder im Alten noch im Neuen Testament von den Verfassern legitimierte Vorbilder für den modernen «interreligiösen Dialog» finden.
- Eine Pflicht zur Anpassung oder gar Preisgabe eigener kultureller Werte zugunsten der hinzu kommenden Fremden ist biblisch nicht zu begründen.

Wer gehört vollberechtigt dazu?

Dazu als Beispiel das Gesetz über den Eintritt in die Gemeinde (5 Mose 23,2-9):

Es legt fest, dass nicht-israelitische Eunuchen, Ammoniter und Moabiter bis ins zehnte Geschlecht, d.h. grundsätzlich nicht in die Gemeinde des Herrn aufgenommen werden können, Edomiter und Ägypter erst nach der dritten Generation. Im Blick dieser Regelung ist nicht die Frage, wer sich im Land Israel aufhalten darf, sondern es geht um den Zugang zur Religionsgemeinschaft Israels und damit auch zu den politisch bestimmenden Gremien, also darum, wer «Bürger» Israels im vollen Sinne werden kann. Es wird demnach deutlich zwischen Aufenthalts- und Mitbestimmungsrecht unterschieden. Hier wird das Modell einer Gesellschaft entworfen, in der auch auf längere Sicht verschiedene Klassen von unterschiedlich integrierten Landesbewohnern nebeneinander leben.

Die entscheidenden Gesichtspunkte, die über die Zulassung zur Gemeinde entscheiden, sind physische Integrität, historische Berührungen mit Israel in der Vergangenheit und genealogische bzw. ethnische Nähe zu Israel. Weil unmittelbar theologische Kriterien fehlen und ethnische bzw. historische Gesichtspunkte im Vordergrund stehen, rückt die in 5. Mose 23 sich manifestierende Konzeption in die Nähe dessen, was später als «nationalistisch» bezeichnet wird.

Anpassungen bei Nehemia

Das Gesetz ist darum besonders interessant, weil wir innerhalb des Alten Testaments etwas über seine Anwendung in einer späteren Epoche erfahren. In Nehemia 13,1-3, einem Text, der sich etwa auf die Mitte des 5. Jahrhunderts vor der Zeitenwende bezieht, wird berichtet, dass nach der öffentlichen Verlesung von 5. Mose 23 «alles fremde Völk» aus Israel ausgeschieden wurde. Das alte Gemeindegesetz wird damit über seinen ursprünglichen Wortsinn hinaus ausgeweitet auf Menschen fremder Herkunft, die im ursprünglichen Text nicht direkt angesprochen sind. Aufgrund der Gesamttendenz des Wirkens Nehemias ist aber zugleich damit zu rechnen, dass alle diejenigen, die sich zum Gott Israels bekehren, von dieser Massnahme nicht betroffen sind (Neh 10,29). Damit ist die Aufnahme des alten Gesetzes in den Tagen Nehemias sowohl mit einer Verschärfung als auch mit einer Erleichterung verbunden.

So stehen wir vor einem interessanten Befund: Einerseits wird ein aus ganz anderen historischen Zusammenhängen stammendes Gesetz wegen seiner Würde auch in viel späterer Zeit trotz der völlig veränderten Situation aufgenommen und angewendet. Andererseits erfolgt diese Anwendung wegen der weitreichenden Veränderung der äusseren Umstände in bemerkenswert grosser Freiheit.

Die Kombination von Traditionsbindung und historisch sensibler Flexibilität in der Traditionsanwendung, wie sie hier zutage tritt, darf wohl als vorbildhaft für den Umgang mit den Fremdenbestimmungen des Alten Testaments auch in den veränderten Umständen unserer Zeit und unseres Umfelds gelten.

Heute ist vieles anders

Die Unterschiede der historischen Situation verbieten eine direkte Übertragung von biblischen Vorbildern auf die heutige politische Situation. Das betrifft zum einen die Sonderrolle Israels, die nicht einfach auf einen modernen Staat wie die Schweiz übertragbar ist. Das betrifft aber auch die Tatsache, dass wir es in der heutigen Situation mit neuen Faktoren zu tun haben, für die es keine direkten Analogien in der biblischen Welt gibt.

Hier wäre etwa an das gewerbmässige Schlepperwesen zu denken, aber auch an die weltweite Vernetzung. Sie führt dazu, dass potenziell viele Menschen eine Migration v.a. aus wirtschaftlichen Gründen anstreben, um an einem Lebensstil teilhaben zu können, von dem sie unter den Bedingungen früherer Zeiten nichts wussten, oder den sie wegen praktischer Hindernisse nicht als Ziel angestrebt hätten. Die modernen Kommunikations- und Fortbewegungsmöglichkeiten machen es heute im Gegensatz zu früher möglich, auch am neuen Wohnort in intensiver Beziehung zu seinem Herkunftsort zu stehen. Das schwächt tendenziell den Willen zur Assimilation. Schliesslich ist zu bedenken, dass ein bedeutender Teil der heutigen Migrantinnen und Migranten dem Islam angehören. Weil dieser von seiner Wurzel her eine Gegenthese zum Christentum und Judentum darstellt, spitzt sich die Frage nach der

religiösen oder allgemein kulturellen Kompatibilität in einer Weise zu, dass sie nicht mit der Berufung auf allgemeine Prinzipien zu lösen ist.

Eine neue Sicht im Neuen Testament

Das Neue Testament «überwindet» nicht die alttestamentlichen Aussagen zum Umgang mit Fremden, sondern beleuchtet die Frage aus einer anderen Perspektive: Hier geht es nicht um die Ebene einer ethnisch-religiösen Gemeinschaft, die in sich geschlossen und staatlich geordnet ist, sondern um die Ebene der (neuen) Gemeinde. In der christlichen Gemeinde gilt, dass es in der Stellung vor Gott keinen Unterschied mehr gibt zwischen «Juden und Griechen» (Gal 3,28). Zudem unterliegt die innerhalb der Gemeinde zu übende Bruderliebe keinen ethnischen Beschränkungen; sie wird aber stets der allgemeineren Nächstenliebe vorgeordnet. Da Gemeinde und Staat nicht miteinander identisch sind, können die für die Gemeinde gültigen Grundsätze nicht einfach auf den Staat übertragen werden. Schöpfungsmässig vorgegebene Unterschiede wie die der ethnischen Herkunft sind mit Blick auf die Stellung vor Gott irrelevant, aber nicht in der Organisation staatlichen Lebens. Der Staat ist nach biblischem Verständnis kein «Hilfswerk für alle», sondern Garant eines geordneten Zusammenlebens nach innen und Verteidiger gegen Feinde von aussen. Eine biblisch verantwortete Migrationspolitik hat diesen Vorgaben Rechnung zu tragen.

Die Bibel liefert keine Rezepte

Die Gefahr ist gross, dass wir als Christen (wie manche andere) in der Frage nach dem Umgang mit Fremden bloss vorgefasste Meinungen vertreten, und diese (im Unterschied zu anderen) mit Bibelziten untermauern, die aber aus dem Zusammenhang gelöst sind und die nur nachträglich begründen, was wir vorher schon für richtig hielten. Wenn wir versuchen, die aktuellen Migrationsfragen zu beantworten, kann uns nur ein geduldiges Hören auf die differenzierten und präzisen Aussagen des Alten und des Neuen Testaments zum Umgang mit Fremden vor oberflächlichen Schnellschüssen bewahren; dazu gehört auch das Beachten aller verfügbaren soziologischen und historischen Erkenntnisse. Einfache Lösungen und direkt kopierbare Modelle bietet uns die Bibel nicht an. Hier stossen wir auf vielschichtige Einsichten, die je nach äusseren Umständen und beteiligten Personengruppen andere Akzente setzen. Zwei der wichtigsten Unterscheidungen werden in der öffentlichen Diskussion oft übergangen:

- Ein Fremder ist nicht einfach ein Fremder; seine kulturelle, insbesondere religiöse Distanz sowie das Mass seiner Anpassungsbereitschaft spielen eine wichtige Rolle bei der Frage nach der Regelung des Umgangs mit ihm.
- Soziales Engagement für Fremde ist biblisch gesehen keine abstrakt-staatliche, sondern eine konkret-persönliche Aufgabe. Und sie geschieht stets nach dem Prinzip einer bestimmten Rangordnung: zuerst die Glieder der Gemeinde, die in Not sind, dann auch die anderen.▶

MIGRATIONSPOLITIK

Der Wille zur Vielfalt

Interview: Hanspeter Schmutz **Urs Winkler musste als Vizedirektor beim Bundesamt für Migration entscheiden, wer in der Schweiz bleiben darf und wer nicht. Dabei wurde ihm klar, dass eine sinnvolle Migrationspolitik in den Ursprungsländern beginnen muss. Deshalb arbeitet er heute bei einem christlichen Hilfswerk. Christen spielen laut Urs Winkler in der Migrationspolitik eine entscheidende Rolle.**

Magazin INSIST: Urs Winkler, die Schweiz gilt als multikulturelles Land. Weshalb ist es dem Nationalstaat Schweiz seit 1848 gelungen, mit dieser historisch gewachsenen Situation fertig zu werden?

Urs Winkler: Die Schweiz ist eine Willensnation. Hier gibt es den bewussten Willen, mit unterschiedlichen Kulturen zusammen zu leben. Dies ist gelungen, weil die Mehrheit sorgfältig mit der Minderheit umgegangen ist. Man achtet z.B. darauf, dass zwei oder drei Mitglieder des Bundesrates aus der lateinischen Schweiz kommen, obwohl das nirgends so festgelegt ist.

Ist die Schweiz als multikulturelle Willensnation also besonders geeignet, mit fremden Kulturen umzugehen?

Die Schweiz wird in internationalen Organisationen immer wieder als Beispiel für das multikulturelle Zusammenleben genannt. Darauf dürfen wir stolz sein. Dieses Zusammenleben muss sich aber immer wieder neu bewähren.

Heute leben 1,8 Mio Ausländer in der Schweiz, das sind 22% der Bevölkerung. Wann ist das Schweizer Boot voll?

Die Schweizer Bevölkerung ist in den letzten Jahren, wenn auch nur wenig, gewachsen. Irgendwann werden wir bevölkerungsmässig an unsere Grenzen kommen. Ich denke an den Verkehr, die Mobilität oder die dichte Besiedlung. Unsere geografischen Grenzen und unsere Ressourcen sind zwar beschränkt. Holland z.B. ist aber viel dichter besiedelt und das Zusammenleben gelingt eigentlich problemlos. Die Schweiz ist noch lange nicht «voll».

Wirtschaftsflüchtlinge haben im Gegensatz zu politisch Verfolgten einen schlechten Ruf. Zusammen mit Unqualifizierten kommen sie nur in die Schweiz, um auf unsere Kosten zu leben, lautet die Stammtischmeinung. Ist diese Meinung falsch?

Am liebsten hat man Leute, die gut ausgebildet, reich, nett und freundlich sind. Aber wie wir wissen, gibt es unter

schiedliche Menschen. Einige kommen in die Schweiz, um hier zu arbeiten. Andere kommen, weil sie in ihrem Land verfolgt werden. Das sollte man nicht vermischen. Die Schweiz hat sich entschieden, dass sie primär Migranten aus dem EU-Raum aufnimmt. Leute aus dem Nicht-EU-Raum müssen hoch qualifiziert sein. Bei Asylbewerbern dagegen gelten die weltweit verbindliche Flüchtlingskonvention und unser Asylgesetz: Wenn jemand in seinem Heimatland schwer verfolgt wird, dann kann er sich in der Schweiz um Asyl bewerben, egal woher er kommt.

Sind denn diese Einteilungen und Bevorzungen aus ethischer Sicht gerechtfertigt?

Wir haben in der Geschäftsleitung des Bundesamtes für Migration darüber nachgedacht, wie wir die Einwanderung regeln können. Theoretisch könnte jeder bei uns einwandern. Dies aber würde zu einem Chaos führen. Deshalb mussten wir die genannte Regelung treffen. Das Parlament hat diese Regeln dann im Ausländergesetz festgelegt. Mehr war politisch nicht möglich.



Der Jurist Urs Winkler ist Geschäftsführer von World Vision Schweiz. Zuvor war er Gemeindepräsident von Spiez und Vizedirektor im Bundesamt für Flüchtlinge. u.winkler@worldvision.ch; www.worldvision.ch

Kann man denn Menschen, die nach Europa kommen wollen, einfach im Mittelmeer ertrinken lassen? Müsste man da nicht andere Lösungen suchen?

Dieses Problem war der Grund, warum ich das Bundesamt für Migration verlassen und in ein Hilfswerk gewechselt habe. Warum verlassen Menschen ihre Heimat? Es ist nicht die Lust auf Abenteuer: Die Reise erfolgt ja meist unter sehr schwierigen Umständen. Diese Menschen werden verfolgt, sie haben zu wenig zu essen, es geht ihnen wirtschaftlich miserabel oder sie sehen keine Perspektive mehr für ihr Leben. In der Schweiz wird dann unterschieden zwischen «echten» und «unechten» Flüchtlingen. Die «Unechten» müssen wieder zurück. Das kann nicht die Lösung sein. Man muss vor Ort helfen. Viele Hilfswerke setzen sich dafür ein, dass die Menschen vor Ort eine bessere Lebensperspektive erhalten, damit der Druck, aus wirtschaftlichen Gründen zu fliehen, gar nicht entstehen kann.

Migrationspolitik ist also nicht nur eine nationale, sondern eine globale Aufgabe?

Man muss das Problem bei der Wurzel packen, nicht die Symptome, sondern die Ursachen bekämpfen. Die Ursachen liegen klar vor Ort. Wir sollten uns dort noch viel mehr engagieren.

Dies entspricht ja auch der christlichen Botschaft. Sie ist ebenfalls global. Hier geht es um soziale Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Sind Sie aus diesem Grund bei einem christlichen Hilfswerk?

Genau. Die christliche Nächstenliebe ermächtigt und befähigt uns, vor Ort zu helfen. Die Menschen brauchen nicht nur materielle, sondern auch seelische und spirituelle Hilfe. Viele sind arm, obwohl sie genug zu essen und ein Dach über dem Kopf haben. Andere sind einsam, wurden vielleicht ausgebeutet oder missbraucht. Christliche Hilfswerke können auch in diesen Nöten helfen. Für viele Menschen aus solchen Ländern ist die Religion sehr wichtig. Es ist gut, wenn wir die Menschen dort abholen und ihnen helfen.

Wenn diese Menschen in der Schweiz aufgenommen werden, verlangt man von ihnen, dass sie sich in unsere Gesellschaft integrieren. Darf man das überhaupt verlangen?

Man muss es sogar: Wenn Menschen für längere Zeit oder für immer in die Schweiz kommen wollen, ist es wichtig, dass sie sich mit den hiesigen Gebräuchen und Ordnungen vertraut machen. Besonders wichtig ist dabei die Sprache. Nur so hat man auch eine Chance im Berufsleben.

Diese Menschen müssen sich in die schweizerische Kultur integrieren. Was heisst das? Müssen sie jodeln lernen?

Das Jodeln ist sicher ein Teil dieser Kultur. Ich selber kann aber auch nicht jodeln. Integration meint nicht ein totales Aufgehen in unserer Kultur: Man sollte sich aber grundsätzlich anpassen, die geltenden Gepflogenheiten kennen lernen und akzeptieren.

Was sind hiesige Gepflogenheiten?

Dass man z.B. die Sprache spricht, einigermaßen pünktlich und ordentlich ist, Männer und Frauen gleich behandelt und eine Lehrerin akzeptiert, auch als Frau. Letztlich geht es um unsere Grundrechte, wie sie in der Verfassung festgelegt sind. Diese Grundrechte gilt es zu akzeptieren. Ohne Wenn und Aber.

Die EVP will das Christentum als Leitkultur in der Bundesverfassung verankern. Ist das sinnvoll?

Unsere Bundesverfassung (BV) beginnt mit «Im Namen Gottes des Allmächtigen». Ich finde es schön, dass man damit die christlichen Wurzeln der Schweiz proklamiert. Die BV enthält schon jetzt viele christliche Werte. Die Zehn Gebote sind ziemlich direkt in unsere Verfassung eingeflossen. In den letzten Jahren galt aber eher das Motto «Ich tue nur, was für mich stimmig ist». Gut am Vorstoss der EVP ist

die Diskussion über Grundwerte.

Dazu gehört auch die Religionsfreiheit. Jeder darf glauben, was er will. Das

Das Reich Gottes ist etwas Freiwilliges. Wir sollten einen gemeinsamen Werteboden schaffen, auf dem man dann aufbauen kann.

deckt sich mit meinem christlichen Verständnis. Das Reich Gottes ist etwas Freiwilliges. Wir sollten einen gemeinsamen Werteboden schaffen, auf dem man dann aufbauen kann.

Die christlichen Urgemeinden haben gezeigt, wie man unterschiedliche Kulturen zusammenbringen kann. Könnten die christlichen Gemeinden auch heute zu einem Integrationsfaktor werden?

Eindeutig. Ich wünsche mir, dass die Christen in der Schweiz ihre integrierende Kraft noch viel mehr ausleben. Christen haben einen gemeinsamen Werteboden. Sie sind zudem nach aussen gerichtet. Jesus liebte die Menschen. Wer Menschen zu Freunden machen will, muss sie gern haben. Schweizer Christen haben eine besondere Aufgabe, auf Ausländer zuzugehen. Sie können ihnen helfen, sich bei uns wohlfühlen und zu integrieren. Integration hat eine doppelte Bedeutung. Der Fremde muss sich anpassen. Aber auch wir Schweizer müssen offen sein für Veränderungen. Es kommt nur dann gut, wenn beide aufeinander zu gehen.

Wie können Christen den vorausgesagten «Clash of Civilisations» - den Zusammenprall der Kulturen - verhindern?

Wenn unterschiedliche Zivilisationen aufeinander prallen, gibt es Probleme. Christen hätten aber den Schlüssel, um solche Konfrontationen aufzuweichen. Sie kennen Werte wie Versöhnung, Ehrlichkeit und Treue. Wenn es gelingt, diese Werte weltweit umzusetzen, in den Gemeinden, aber auch in der Politik, dann können Christen eine starke Kraft sein auf dem Weg zu einer besseren Welt. ▀

Das vollständige Interview wurde am 16.12.09 auf Radio Life Channel ausgestrahlt. Download unter www.lifechannel.ch



EVANGELIUM UND KULTUR VERBINDEN

Gibt es eine christliche Leitkultur?

Fritz Imhof **Gibt es eine christliche Leitkultur, die unsere Gesellschaft bis heute bestimmt? Was gilt es aus christlicher Sicht zu verteidigen?**

Der Streit um Kruzifixe in den Schulen oder die Minarette zeigen: Unsere Gesellschaft will herkömmliche kulturelle Werte verteidigen. Auch wenn der Kampf für oder gegen religiöse Symbole aus unterschiedlichen Motiven heraus geführt wird, so stellt sich die Frage: Soll eine christlich geprägte Leitkultur verteidigt werden? Gibt oder gab es eine solche überhaupt? Wir untersuchen die Frage anhand von drei ausgewählten Bereichen.

Eine schillernde Prägung

Der ostdeutsche Theologe Friedrich Schorlemmer schrieb kürzlich in der Mitteldeutschen Kirchenzeitung einen bemerkenswerten Satz: «Unsere (deutsche) Kultur als Teil der europäischen Kultur ist vom Christentum geprägt, mit allen Brüchen und Ambivalenzen, Glanzvollem und Schreckenerregendem, mit Humanität Förderndem, Humanes Verratendem und Bestialität Duldendem, mit Tiefbewegendem und Markerschütterndem, mit vielfältigen Zeugnissen grosser Kultur ... Es verband sich mit viel Volksbrauchtem und politisch Missbrauchtem, mit Befriedendem und Konfliktschürendem, mit Philosophischem und Populistischem ...»



Fritz Imhof ist Freier Fachjournalist und Co-Leiter der Redaktion des Magazins INSIST.
fritz.imhof@gmx.ch

Trotz Aufklärung, Säkularisierung, Moderne und Postmoderne pochen Christen in der heutigen öffentlichen Diskussion darauf, dass unsere Kultur und letztlich auch unsere Gesellschaft einen christlichen Ursprung haben und damit auch christlich geprägt seien. Oder zumindest «christlich-abendländisch» unter Einbezug der Aufklärung. Was ist davon übrig geblieben? Wie nahe oder fern stehen heutige gesellschaftliche Bereiche einer christlichen Kultur?

Eine biblische Familie

Beginnen wir unsere Untersuchung mit der Familie. Das biblische Familienbild betont die Verbindlichkeit in der Ehe, Verantwortung, gegenseitige Fürsorge und Solidarität. Altes und Neues Testament setzen voraus, dass Familien ohne ein Sozialversicherungssystem auskommen müssen, wie wir es heute kennen. Die Familie – als Gemeinschaft mehrerer Generationen verstanden – trägt die Alten und Schwachen mit. Sie pflegt die Kranken und nährt auch die Unproduktiven. Die Familienmitglieder übernehmen auch Verantwortung für Menschen in Not, die sich nicht auf eine funktionierende und tragende Familie abstützen können. Im Zentrum der Familie steht die Ehe zwischen Mann und Frau, die als verbindliche und unauflösbare Gemeinschaft verstanden wird. Dies mit dem Ziel, Kinder zu haben und zu erziehen.

Die heutige Gesellschaft stuft die Kernfamilie mit Kindern weiterhin als durchaus gut und wünschenswert ein, neigt aber dazu, ein allfälliges Scheitern in der Ehe zu bagatellisieren. Die Sexualität wurde verselbständigt und von der verbindlichen Beziehung innerhalb der Ehe gelöst – mit all den bekannten problematischen Auswirkungen. Mensch-

liche Beziehungen sind jederzeitig frei wählbar, auch im Sexuellen. Es gibt kaum noch Tabus, ausgenommen sexuelle Handlungen von Erwachsenen mit Kindern. Ausschlaggebend für Beziehungen sind die freie Wahl, die Emotion sowie persönliche Wünsche und Vorlieben. Die Ehe gilt zwar weiterhin als Option, schon fast normal geworden ist jedoch die Gemeinschaft von zwei unabhängigen Individuen, die sich auf eine gewisse Zeit miteinander verbinden. Man sieht sich gegenseitig als «Lebensabschnittspartner». Treue ist nach wie vor ein geschätzter Begriff, hat aber den Sinn von «Feue auf Zeit» (oder: «serielle Treue»).

Kinder sind möglich, wenn sie in den gegenwärtigen Lebensentwurf passen. Sie dienen oft als Sinnstifter, sind aber nicht mehr nötig, um die eigene Altersvorsorge zu sichern. Das übernimmt der Staat mit seinem Sozialversicherungssystem, in dem Kinderlose sogar besser aufgehoben sind als Eltern, die Kinder gross gezogen haben und daher weniger Einkommen erzielt haben.

Fehlende Solidargemeinschaften

Unsere Gesellschaft hat zahlreiche Institutionen geschaffen mit dem Ziel, dass niemand unverschuldet in Not gerät. Dahinter steht ein christlicher Gedanke: die Fürsorge für alle. Diese grosse Errungenschaft ist nebst dem Rechtsstaat, einem ausgebauten Gesundheitswesen und der Demokratie ohne christlichen Untergrund so nicht denkbar und wurde ohne diese Basis auch nirgends realisiert.

Das ausgebaute Sozialsystem hatte allerdings Folgen, die nicht unbedingt vorausehbar waren. Es hat die familiären Systeme weitgehend von der Pflicht entbunden, alle Familienmitglieder unabhängig von ihrer Gesundheit, mitzutragen, und für alle Fährnisse des Lebens ein rettender Hafen zu sein.

Eine Folge davon ist die aktuelle demographische Krise. Wir brauchen keine eigenen Kinder, um im Alter versorgt zu sein. Wir sind vielleicht sogar besser dran, weil das System für alle sorgt. Wer sich die Kinderkosten spart, kann sich mehr leisten und bessere Rücklagen bilden. Wirtschaftlich gesehen, kann man auf familiäre Bindungen eigentlich verzichten. Der Staat garantiert für die Versorgung und Pflege. Die Folgen dieser Entwicklung sind augenfällig: unsere Versorgungseinrichtungen lassen sich kaum noch finanzieren. Weil auch die Immigration das Sozialsystem belastet, ist «Selbstverantwortung» zum neuen Schlagwort geworden. Sie ist für die Starken und Gesunden kein Problem. Aber wie steht es um die Schwachen? Noch ist nicht klar, wer in die Lücke springen wird. Wahrscheinlich müssen neue Solidargemeinschaften entstehen oder die Familien wieder erstarken.

Der Lohn der Arbeit

Fragen wir als Drittes nach der christlichen Kultur im Bereich der Arbeit. «Der Arbeiter ist seines Lohnes Wert», wis-

sen wir aus dem Neuen Testament. Bis heute nehmen die Rechte der Lohnarbeiter in den westlichen Ländern einen hohen Stellenwert ein. Und bis heute soll Arbeit nicht nur die Existenz sichern, sondern auch Sinn stiften. In der Bibel tragen Besitz und Kapital dazu bei, die Existenz für sich und andere zu sichern. Der Zins wird in der Bibel als problematisch angesehen, insbesondere Wucherzinsen werden schon von den alttestamentlichen Propheten heftig kritisiert.

Die Existenz von Gewerkschaften ist eine Errungenschaft des industriellen Zeitalters. Sie zeigen, dass die gerechte Entlohnung und Behandlung der Arbeitenden ein hoher wenn auch umkämpfter Wert ist – bis heute. Industrialisierung und Kapitalismus haben zum Wohlstand vieler Lohnbezüger geführt. Immer dann, wenn die Arbeitskraft ein knappes Gut war, wurde sie gut bezahlt. So hat sich bei uns ein Mittelstand von gut Verdienenden gebildet.

Heute sind Produktion und Kapitalströme globalisiert. Das Kapital hat an Bedeutung gewonnen, die Arbeit entsprechend an Stellenwert verloren. Eine «Finanzindustrie» hat sich herangebildet, die horrenden Gewinne «erwirtschaftet» und hohe Löhne und Boni bezahlen kann. Für die jüngsten Übertreibungen mussten verschiedene Staaten bekannt-

lich die Zeche bezahlen. Vieles deutet darauf hin, dass die notwendigen Reformen nicht angepackt werden. Das gegenwärtige Finanzsystem wird

Unsere Gesellschaft hat zahlreiche Institutionen geschaffen mit dem Ziel, dass niemand unverschuldet in Not gerät. Dahinter steht ein christlicher Gedanke: die Fürsorge für alle.

kaum grundlegend reformiert und die Verwerfungen, die es angerichtet hat, bleiben uns wohl erhalten: eine riesige Lohnschere, eine gewaltige Verlagerung von Besitz und Kapital zu den bereits Besitzenden. Die Verluste wurden sozialisiert und die maximierten Gewinne privatisiert. Viele Lohnempfänger, auch jene in eigentlich produktiven Bereichen wie Ausbildung, Forschung, Industrie und Landwirtschaft, profitieren kaum vom Produktionsfortschritt. Arbeitende sind austauschbar geworden, schliesslich gibt es auch in Fernost flinke Hände. Das Geld selbst ist zum Spekulationsmittel geworden, es lässt sich scheinbar beliebig vermehren. Ein enormes Machtpotenzial! Müssen wir bereits von einer «Finanzokratie» sprechen, die alle politischen und gesellschaftlichen Bereiche dominiert?

Die Analyse zeigt, dass unsere Gesellschaft immer noch stark von biblischen Traditionen und Werten durchdrungen ist. Diese sind aber teilweise verschüttet worden oder haben sich gar pervertiert. Andererseits hat der Versuch, Werte wie Solidarität zu institutionalisieren, zu unerwünschten Entwicklungen geführt und den modernen sozialen Individualismus erst ermöglicht. Für Christen ergibt sich daraus die kreative Herausforderung, Gegenmodelle zu entwickeln und zu leben. ▀

WAS HEISST ES, WIRKLICH OFFEN FÜR NEUES ZU SEIN UND DAS ALTE ZU WÜRDIGEN?

Die Gesellschaft bricht um

Dorothea Gebauer Ich sitze in der prachtvollen Matthäuskirche in Basel im «Mitenand-Gottesdienst». Der Raum wird für mich zum Sinnbild: Das ist das alte Europa und seine Art, Kunst zu definieren: mit diesen grossartigen Säulen, die wuchtige Orgel im Rücken und vorne die Kanzel. Ich liebe diese Kultur. Aber dieses Europa gibt es nicht mehr. Vielmehr könnte es ein Dach bilden, unter dem Nationalitäten aus aller Welt Heimat finden.

Vor hundert Jahren waren die Kirchenbänke der Matthäuskirche möglicherweise von braven Basler Bürgern besetzt. Sie hatten keinen blassen Schimmer, wohin sich das Rad der Geschichte drehen würde. Inzwischen leben über 100 Nationalitäten in Kleinbasel zusammen. Und mit-tendrin die Matthäusgemeinde. Sie hatte die Kraft, sich dem städtischen Wandel zu stellen und virtuos damit umzugehen.

Mehr als romantische Gefühle

Dass ich dieser Metapher von einem Europa, das Heimat bietet, gerade hier im Gottesdienst nachhänge, zwischen mehrsprachigen Liedern und international besetzten Theaterstücken, und dass ich dieses Sinnbild schliesslich bei einem Abendessen vertiefe, zubereitet von einer Asylan-tin, hat natürlich auch mit meiner persönlichen kulturellen Prägung zu tun. Bei Huhn und Kartoffel spreche ich mit Christoph Albrecht, einem Jesuiten, der in Lateinamerika die Folgen der Theologie der Befreiung miterlebt hat. Die sozialromantische Schwärmerin in mir flammt auf, aber auch die innere Stimme, die mich zur Skepsis mahnt. Dass ich von einer gerechten Welt träume, hat mit meinem Bildungshintergrund und einem behüteten Milieu zu tun. Beides zusammen hat mir geholfen, anderen Kulturen gegenüber neugierig zu sein und mich für sie zu interessieren. Ob Klaus Fürst, Gründer der Mitenand-Gemeinde, romantische Gefühle hatte, als er im Jahr 1987 40 Migranten bei sich aufnahm, weil Basel noch keine Strukturen für Asylsuchende hatte? Wohl eher nicht.

Warum Christen sich eigentlich nicht viel mehr empören, wenn sie erfahren, wie unmenschlich Asylsuchende in ihre «Heimat» abgeschoben werden, fragt Christoph, der Jesuit. Und er trifft dabei mein Gewissen. Ja, weshalb denn? Bin ich als Vertreterin des christlichen Abendlandes stumpf und behäbig geworden?



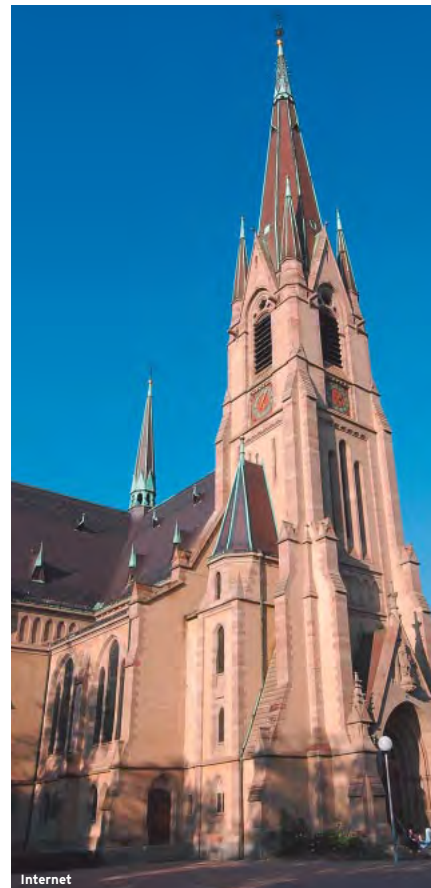
Dorothea Gebauer, Lehrerin und Journalistin, leitet die Abteilung Kommunikation der Pilgermission St. Chrischona.
dorothea.gebauer@chrischona.ch

Wir tragen viele Brillen

Es tut gut, die eigene Kultur zu reflektieren und ihre Beschränktheit anzuerkennen. Dabei gilt es, die vielen Brillen, mit der man die Welt sieht, vor sich aufzureihen und in Ruhe zu betrachten. Aber auch den eigenen soziologischen oder religiösen Hintergrund, das Geschlecht, die Familienherkunft, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation. Gerne denke ich daran, dass mein schlesischer Opa, ein Tagelöhner, zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einem verschlafenen Dorf in die Grossstadt Chemnitz aufbrach, um dort schliesslich eine städtische Bürgerstochter zu heiraten. Auch wenn mir bisher keiner wirklich Fakten liefern konnte, wird die Geschichte meiner Herkunftsfamilie mütterlicherseits legendär mit den Pariser Hugenotten verbunden. Kamen meine Verwandten wirklich aus Paris? Ich möchte dem irgendwann nachgehen. Für mich ist das jedenfalls genügend Mythos, um meine europäische Identität zu unterfüttern.

«Kultur» - ein Begriff wandelt sich

Kultur sei ein Schwafelwort, eine leere Worthülse, sagt Fredmund Malik, Missionar des modernen Managements. Er kann sich wunderbar aufregen, wenn von «Unternehmenskultur» oder «Führungskultur» die Rede ist. Jedenfalls «schwafeln» wir gerne über solche Begriffe. Ein kleines Brainstorming macht das deutlich (siehe Kasten Seite 25). Der Begriff «Kultur» hat sich vielfältig in unserer Sprache breit gemacht. Offensichtlich gibt es etwas in uns, das sich als schöpferischer Auftrag nach vorne drängt. Wir lieben es, mit andern zusammen Dinge zu gestalten, die mehr sind als die Summe unserer Einzelleistungen.



Matthäuskirche in Basel

Kultur¹ sei im weitesten Sinne alles, was der Mensch selbst gestaltend hervorbringt, im Unterschied zu der von ihm nicht geschaffenen und nicht veränderten Natur; so Wikipedia. Kulturleistungen sind alle formenden Umgestaltungen eines gegebenen Materials, etwa in der Technik oder der Bildenden Kunst, aber auch die Umgestaltung geistiger Gebilde z.B. im Recht, in der Moral, der Religion, der Wirtschaft und der Wissenschaft.

1684, vor Urzeiten also, als das Kulturgedächtnis noch nicht digital gespeichert war, wurde der Begriff erstmals vom Naturrechtslehrer Samuel von Pufendorf geprägt. Er war der Erste, der sämtliche Einzelleistungen des Menschen unter diesem Begriff zusammenfasste. Bei Gottfried Herder wurde «Kultur» zu einem Generalbegriff. Für ihn war «Kultur» gekennzeichnet durch eine ethnische Fundierung, soziale Homogenisierung und durch die Abgrenzung nach aussen. Dieses traditionelle Kulturkonzept gilt heute als überholt. Zumindest wissenschaftlich wird anerkannt, dass unsere Gesellschaften zu differenziert und zu komplex sind. Sie können nicht ausreichend über ihre Grenzen beschrieben werden. Zumindest in der Literatur spricht man heute lieber von der Inkulturation. Ideen der Herkunftskultur müssen in die jeweils fremde organisch eingehen und sich dieser anpassen.

Nur nicht nostalgisch werden

Mir fällt ein Gespräch ein, in dem ich versucht habe, mich mit andern zusammen dem Begriff «Kulturprotestantismus» zu nähern. Zuerst war da viel Spott und die Idee, der Kulturprotestantismus sei der Nährboden für die typische, Blockflöte spielende, musizierende und bildungsbeflissene Pfarrersfamilie gewesen. Dann trauerten wir einem Bild nach, das es heute so nicht mehr gibt. Diesem einzigartigen Humus im 19. Jahrhundert, in dem Frauen und ihre musischen Fähigkeiten gefördert wurden, aber auch ihr Einfluss auf das politische Leben einer Stadt. Plötzlich fand ich mich seufzend in der Nostalgiefalle wieder. Auch der Theologe Dietrich Bonhoeffer erwähnt sie und fragt in «Widerstand und Ergebung»: «Wie können wir von Gott sprechen? Werden wir versuchen, Bereiche christlicher Kultur zu schaffen, in denen wir mit einer gewissen Nostalgie in die Vergangenheit eintauchen?» Ich schätze, dass Bonhoeffer als Nostalgiker keine Kraft gehabt hätte, dem Terror Nazi-Deutschlands Widerstand entgegenzusetzen. Der Kulturprotestantismus hatte denn auch nicht die Kraft, das Nazitum zu verhindern.

Offen für eine neue Zeit werden

Wie ist es heute? Sind unsere christlichen Gemeinden, Familien oder Gemeinschaften offene und atmende Systeme, durchlässig genug, um sich auf das Andere einzulassen, das in unseren Augen häufig so fremd ist: nicht deutsch, nicht schweizerisch und nicht zur Mittelschicht gehörend? Ob es uns gelingt, Kultur jenseits des Gegensatzes von Eigenkul-

«Kultur»

Leitkultur	Kulturnation	
Führungskultur	Kulturlandschaft	
Entscheidungskultur	Kulturbedürfnisse	
Konferenzkultur	Kulturdenkmäler	
Umgangskultur	Kulturgut	
Eventkultur	Inkulturation	
Unternehmenskultur	Interkulturalität	
Persönlichkeitskultur	Multikulturalität	
Esskultur	Kulturelle Kompetenz	
Lebenskultur	Kulturschaffende	
Erinnerungskultur	Kulturmanagement	
Familienkultur	Kulturprotestantismus	
Vereinskultur	Kulturlosigkeit	
Alternativkultur	Kulturauftrag	
Unkultur	Kulturmission	
Konfliktkultur		
Streitkultur		(DGe)
Subkultur		

tur und Fremdkultur zu denken und uns in einer vielfältigen Schnittmenge lose zu beheimaten? Das Modell Kleinbasel, eine Kirche inmitten von 100 Kulturen, ist dafür ein Vorbild. Ich gebe dem deutschen Journalisten Markus Spieker recht, wenn er sagt, dass Christen sich häufig in einer merkwürdigen Duldungsstarre befinden. Ihn interessiert der vorpolitische Raum, der Ort, wo Mentalität gemacht wird. Das Dulden des Alten reicht niemals, um ein neues Europa zu gestalten. Pfarrer; Lehrer, Älteste, Papas und Mamas, Chefs und alle andern, die Verantwortung übernehmen wollen, müssen den Mut haben, führend zu gestalten.

Edwin Friedman, Rabbi, Managementberater und Psychologe, beschreibt Gemeinden oder Familien oft als äusserst träge Systeme. Es gelte, sie zu irritieren, sonst würden sie erstarren. Gesund sei eine Organisation dann, wenn sie Menschen helfe, reif zu werden und nicht, wenn sie ihnen das Leben bequemer mache. Manchmal kann die wahrhaft «mitfühlendste» Antwort die sein, dass man Menschen zumutet, Schmerz zu erfahren. In diesem Zusammenhang hiesse das, Fremdes, scheinbar merkwürdige Andersartigkeit auszuhalten.

Gerade Menschen in Leitungspositionen können mithelfen, dass unsere Systeme – unsere Familien, Unternehmen, Nationen und Kirchen – trotz Verortung und Beheimatung offen bleiben und sich auf den Wandel Europas zu einer multikulturellen Gesellschaft einstellen. ▸

¹ «Kultur» gehört zu Lateinisch cultura, «Bearbeitung», «Pflege», «Ackerbau» und kommt von colere, «wohnen», «pflegen», «den Acker bestellen».



EINE KLEINE KULTURGESCHICHTE

Theologie der Kulturen

Hanspeter Schmutz **Warum um alles in der Welt hat Gott verschiedene Kulturen geschaffen? Gott hätte sich und uns einiges an Ärger erspart, wenn er alle Menschen als Deutschschweizer erschaffen hätte. Oder vielleicht doch besser als Franzosen - oder gar als Schwarzafrikaner?**

Genau so gut könnte man fragen, warum Gott nicht nur ein sondern zwei Geschlechter geschaffen hat. Adam ohne Eva – das wäre mit Sicherheit einfacher, zweifellos aber auch langweiliger. Warum hat sich der grosse Schöpfer die Mühe gemacht, weit über eine Million unterschiedliche Arten von Insekten zu schaffen bzw. entstehen zu lassen?

Kulturen haben viele Gesichter

Die Antwort ist immer die gleiche: Gott liebt die Vielfalt! Sie ist Ausdruck seiner Grosszügigkeit und Kreativität. Wer genau hinschaut, erkennt sogar in Gott selber eine Dreifaltigkeit.

Die Vielfalt der Kulturen wird im biblischen Bericht mit den Söhnen Noahs verbunden. Von Sem, Ham und Japhet stammen alle Völker der Erde ab. Dabei wird eine Unterordnung von Ham unter seine beiden Brüder angedeutet, weil dieser seinen Vater Noah zu wenig respektvoll behandelt hat (1 Mose 9,18-27). Mit dieser Stelle haben südafrikanische weisse Christen die Apartheid und die Zurückstufung der Schwarzen begründet. Das ist ein Kurzschluss, der es erlaubt hat, die bestehenden Verhältnisse scheinbar biblisch zu zementieren. Die Stelle zeigt aber, dass die Vielfalt der Kulturen eine selbstverständliche Entwicklung ist (V 19). Eines der wichtigsten Merkmale für Kultur ist die Sprache. Die Entstehung unterschiedlicher Sprachen wird rund um den Turmbau zu Babel thematisiert (1 Mose 11,1-8). Die Menschen wollen mit neuester Technologie einen Mittelpunkt der Welt schaffen, der Himmel und Erde sowie alle Menschen miteinander verbindet: eine einheitliche Kultur, die auf dem Wahn von Grösse und Machbarkeit gründet, verbunden mit dem Versuch, ein bisschen Gott zu spielen. Dieser stört das Projekt, indem er die Sprachen der Menschen verwirrt. Sie verstehen sich nicht mehr und gehen fortan eigene Wege. Der Wille, so zu sein wie Gott, ist ein Sündenfall mit Folgen auf kultureller Ebene.

Von nun an entwickelt Gott seine Kulturgeschichte vorwiegend mit dem Volk Israel. Die andern Völker und Kulturen sind mal eine Gefahr für das Volk Gottes – sie verführen es dazu, einen andern Gott anzubeten – mal dienen sie dazu, das Volk Israel zu disziplinieren. Letztlich helfen sie aber Gott, die Geschichte mit seinem Volk vorwärts zu bringen.

Schon im Alten Testament wird aber angedeutet, dass Gott auch mit den andern Völkern und Kulturen eine Geschichte hat. So lässt Gott Ismael, den verfrühten Sohn Abrahams und seine Mutter Hagar nicht in der Wüste sitzen. Sie bekommt die Verheissung einer grossen Nachkommenschaft (1 Mose 16,11).

Eine Botschaft für alle

Die Gegengeschichte zum Turmbau von Babel ereignet sich am neutestamentlichen Pfingstfest. In Jerusalem haben sich Juden aus aller Welt versammelt. Sie glauben an den einen Gott, sprechen aber unterschiedliche Sprachen und sind von verschiedenen Kulturen geprägt. Nachdem die Jünger Jesu mit dem Heiligen Geist erfüllt worden sind, fällt die Sprachbarriere. Plötzlich verstehen alle, was die Jünger über Gott und seine grossen Taten sagen (Apg 2,6ff). Die Botschaft von Petrus über Jesus Christus (Apg 2,14ff) ist offensichtlich global gemeint, sie gilt der ganzen damaligen Welt – vorerst zumindest der jüdischen.

Die Urgemeinde braucht zuerst aber noch etwas göttliche Nachhilfe. Kurz bevor der Apostel Petrus zu einem evangelistischen Gespräch mit dem römischen Hauptmann Kornelius eingeladen wird, bereitet ihn der Heilige Geist auf diese interkulturelle Begegnung vor. Als guter Jude weiss Petrus, dass er nicht unter das Dach eines Heiden treten darf. Nach einer Vision wird ihm aber klar, dass es nicht länger um die Reinheit der jüdischen Kultur gehen kann: «Jetzt erst habe ich richtig verstanden, dass Gott nieman-



sie der Gefahr, den christlichen Glauben ändern aufzuzwingen und ihn damit zu verraten. Zwangsgetaufte waren aber nicht automatisch Christen, die von Herzen glaubten, und Menschen, die sich mit dem Beitritt zum christlichen Glauben Vorteile verschaffen konnten, wurden deswegen nicht Nachfolger Jesu.

Im Neuen Testament wurden aber nationale Grenzen definitiv überwunden. Das Evangelium sollte gemäss dem «Missionsbefehl» allen Kulturen verkündet werden. Und diese Botschaft hatte eine Kraft, die einheimische Kulturen in Frage stellte. Leitgebend wa-

ren wegen seiner Herkunft bevorzugt oder benachteiligt. Alle Menschen sind ihm willkommen, ganz gleich, aus welchem Volk sie stammen, wenn sie nur Ehrfurcht vor ihm haben und so leben, wie es ihm gefällt (Apg 10,34.35).» Nun findet das Pfingstereignis zum zweiten Mal statt. Der Heilige Geist erfüllt nun auch Heiden, die zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind (Apg 10,44ff). Jetzt sind in den jüdisch geprägten christlichen Gemeinden auch ehemalige Heiden willkommen.

Interkulturelle Gespräche

In der Folge steht theologische Arbeit an. Das Verhältnis zwischen jüdischer und anderen Kulturen muss im Rahmen des gemeinsamen christlichen Glaubens geklärt werden. Die Beschneidung und das Halten des mosaischen Gesetzes – für die Juden identitätsstiftende Elemente ihrer Kultur – soll den bekehrten Heiden nicht auferlegt werden, so lautet das Ergebnis der Beratungen (Apg 15). Hauptargument: Wenn Gott in seinem Wirken keinen Unterschied zwischen den Kulturen macht, warum sollten es dann die jüdischen Christen tun?

Der Apostel Paulus untersucht diese interkulturellen Fragen vertieft in seinen Briefen (z.B. Röm 14). Entscheidend ist die Liebe untereinander und die Wirkung einer kultur-fremden Praxis. Sei es der Verzehr von restlichem Fleisch, das den Götzen geopfert worden ist, sei es der Umgang mit Sexualität – die Prinzipien bleiben dieselben: Die christliche Freiheit ist gross, misst sich aber an den Folgen für das eigene (auch geistliche) Leben und für das Leben anderer (1 Kor 6,12ff bzw 10,23ff).

Kulturen mit Sorgfalt gestalten

Nicht immer hat die christliche Kirche in ihrem Umgang mit andern Kulturen diese Massstäbe beherzigt. Vor allem dann, wenn sie sich in einer Machtposition wähnte, erlag

ren dabei drei Fragen: Was kann aus einer bestehenden Kultur direkt in den christlichen Glauben übernommen werden, was kann zumindest christlich getauft, d.h. ohne grosse Verrenkungen angepasst werden, und was muss definitiv zurückgewiesen werden? So nahm sich die mittelalterliche irische Kirche beim Gemeindebau die dezentrale Struktur der einheimischen Familienclans zum Vorbild, auch gegen den Widerstand aus Rom. In ländlichen Klöstern bildete sie neue, vom christlichen Glauben geprägte «Familien». Der lokale Abt war wichtiger als der überregionale Bischof. Gleichzeitig verwarf die irische Kirche aber die in Irland typische Bindung an Blut (Familie) und Boden. Viele irische Mönche liessen sich in die Mission nach Europa rufen. Sie beschränkten damit einen Weg ohne Heimkehr. Gerade unsere Schweizer Kultur verdankt dem Martyrium der irischen Mönche viel.

Eine vielfältige Kultur und ein gemeinsames Zentrum

Die verschiedenen Kulturen sind also nicht nur dazu da, missioniert zu werden, sie haben in sich einen Wert. Dieser aber muss am Kern des Evangeliums gemessen werden. Die christliche Botschaft eignet sich mit ihren Werten als globale Leitkultur: Sie stellt nicht nur den Wert der Gemeinschaft ins Zentrum, sie verbindet zugleich Wahrheit mit Liebe, Gerechtigkeit mit Gleichheit sowie Leben mit Freiheit. Dies etwa im Gegensatz zum Islam, der zwangsweise die Unterwerfung aller unter Gott verlangt.

Am Schluss der Weltgeschichte werden die Kulturen nach dem biblischen Zeugnis endgültig und freiwillig aufgehen in einer gemeinsamen Kultur (Offb 7,9ff), deren Zentrum Gott bildet. Er wird dafür garantieren, dass auch in dieser einheitlichen Kultur die nötige Vielfalt gelebt wird, allerdings ohne Kriegsgeschrei. Leitgebend wird der Schalom sein – der Friede mit der ganzen Schöpfung, den Mitmenschen und dem Schöpfer: ▶

ERFAHRUNGEN MIT INTERNATIONALEN STUDIERENDEN

Menschen wie du und ich

Bettina Troxler **Bettina Troxler hat für die Vereinigten Bibelgruppen (VBG) an der Uni Fribourg vier Jahre unter Studierenden aus aller Welt gearbeitet. Sie gibt uns einen Einblick in das, was sie im Umgang mit anderen Kulturen gelernt hat.**



Exotisch, unbekannt, fremd. So wirkt der Westafrikaner, die Chinesin oder die Inderin auf den ersten Blick auf mich. Auf den zweiten Blick ist sie oder er vielleicht offen und interessiert an neuen Bekanntschaften – oder verschlossen, skeptisch und abweisend. Und auf den dritten Blick sehe ich einfach Menschen – mit ihren je eigenen Lebensgeschichten. Wer Menschen kennenlernen will, sollte einfach ein bisschen länger hinschauen und darf sich nicht von der Fremdheit abschrecken lassen.

Unterschiede ansprechen

Kulturunterschiede können Komplikationen verursachen. Es gibt gegenseitige Vorurteile und Missverständnisse. Man kann aber sehr unterschiedlich darauf reagieren: entweder findet man das Gegenüber einfach nur mühsam, kompliziert und bedrohlich, oder man versucht, einander besser zu verstehen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass viele internationale Studierende bereit sind, über Kulturunterschiede nachzudenken. So können diese dann auch diskutiert werden.

Ein Beispiel dazu: Ein Student aus Ruanda bietet mir ein Bier an. Da ich mitten am Nachmittag keine Lust auf ein Bier habe, lehne ich ab und beantworte seine Frage mit «Nein, danke». Im Laufe des weiteren Gesprächs macht mich der junge Mann darauf aufmerksam, dass ich sein Angebot aus Sicht seiner Kultur eigentlich nicht ablehnen könne. Aus Sicht meiner Kultur sei ein Nein durchaus möglich, wenn ich etwas nicht wolle, lautet meine Entgegnung. Dass er sich nach meinem Nein nicht einfach gekränkt zurückgezogen, sondern mich darauf angesprochen hat, zeigt, dass er bereit ist, die Begegnung mit einer anderen Kultur zu wagen. Diese Bereitschaft ist sicher (noch) nicht bei allen Ausländern in der Schweiz im gleichen Masse vorhanden. Das gilt umgekehrt auch für Schweizer. Wenn wir uns von Unterschieden nicht abschrecken lassen, ist Be-

gegnung und Freundschaft möglich und bereichernd. Eine weitere Begebenheit: Ein Marokkaner, der sich als nicht praktizierender Muslim bezeichnet, zeigt sich erfreut, mit einer «100%igen» Christin über seinen und meinen Glauben sprechen zu können. Es ist in der Tat oft erfrischend, mit Muslimen über Gott und die Welt zu reden. Für sie ist Glaube etwas viel Alltägliches als für viele Schweizer. Glaube lässt sich für sie nicht auf einzelne Bereiche des Lebens reduzieren.

Wo liegt das Zentrum der Welt?

Eine ganz andere Weltanschauung begegnete mir bei jungen Menschen, die in kommunistischen Ländern aufgewachsen sind. Eine Chinesin entdeckte beim Lesen der ersten Kapitel im 1. Buch Mose, dass sie einige dieser Geschichten aus dem Unterricht in griechischer Mythologie an ihrer Mittelschule kannte. Das war aber auch der einzige direkte Anknüpfungspunkt für ein Gespräch über meine christliche Weltanschauung. Mir wurde in dieser Begegnung bewusst, dass meine europäisch geprägte Weltanschauung nicht annähernd eine globale Weltanschauung ist. Die Welt ist grösser und reicher als der Westen, der für uns meistens im Mittelpunkt steht. Trotz dieser unterschiedlichen Weltanschauungen ist Beziehung und Freundschaft möglich und bereichernd für beide Seiten. Immer wieder haben mich auch die Tugenden von Menschen aus anderen Kulturen berührt. Die Hingabe und Disziplin von Muslimen beim Beten kann zur Anfrage an die eigene Gebetspraxis werden. Ein peruanischer Mormone wurde mir zum Vorbild für ein hingebungsvolles Leben. Er ist sehr konsequent in seinem Lebensstil. Teufel besucht er die Leute, die ihm zugeteilt sind und teilt mit ihnen Freuden und Leiden des Alltags. Internationale Studierende zeigen zudem oft eine erfrischende Offenheit füreinander: Da werden Taiwanesen, Kameruner, Brasilianer, Russen, Franzosen ... im Handumdrehen zu Freunden.

Die Begegnungen über die Kulturen hinweg haben mich bereichert. Ich lasse meinen Blickwinkel auch in Zukunft gerne durch Andere weiten. ▶



Bettina Troxler studiert Theologie am TS Bienenberg und am TDS Aarau. bettinat@sunrise.ch

INTERKULTURELLE SEELSORGE

Sich in eine fremde Welt einfühlen

Fritz Imhof «Der Umgang mit dem Fremden ist ein Mass für unsere Menschlichkeit.» Diese Pointe stellte Ralph Kunz, Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich, unlängst an den Schluss eines Referats über «Interkulturelle Seelsorge». Denn die Eirfühlung in eine fremde Welt sei «kein Postulat der Humanität», begründete der Praktologe.

Interkulturelle Seelsorge hat es mit Menschen aus fremden Kulturen zu tun. Klar und es geht um die Qualifikation von Seelsorgern und Seelsorgerinnen, Menschen in den Bildern und der Sprache ihrer Kultur abzuholen und zu verstehen.

Man muss aber nicht erst den afrikanischen Asylsuchenden vor sich sehen, um es mit fremder Kultur zu tun zu haben. Auch in unserer eigenen Gesellschaft gibt es zahlreiche Kulturen, zum Beispiel Familienkulturen. Solche Kulturen haben ihre eigenen Erzählungen, Mythen und Sprachen. Das hat auch die systemische Seelsorge begriffen. Manchmal müssen in der Seelsorge Mythen entkräftet werden, manchmal muss die Erzählung so weitergeführt werden, dass nicht nur das Schwere bleibt, sondern sich neue Lichtblicke eröffnen. «Veränderung ist erst dann möglich, wenn die Geschichten, welche die Realität bestimmen, sich verändern», sagt der Psychologe Christoph Schneider Harpprecht.

Enttäuschungen

Interkulturelle Seelsorge hat es mit Menschen auf der Flucht zu tun, und ganz allgemein mit heimatlosen und entwurzelten Menschen. Und davon gibt es immer mehr. Das liegt nur schon an der hohen Mobilität, aber auch an internationalen Konflikten und wirtschaftlichen Problemen, die Menschen nach einem besseren Leben suchen lassen. Damit verbunden sind dann oft viele Enttäuschungen und Frustrationen.

«Der Mensch aus einer andern Kultur ist sozusagen der Musterfall einer Gesellschaft, in der die kulturellen Einbindungen schwächer, die Netze dünner und die Mobilität höher werden», sagt Ralph Kunz. Wer sich auf Interkulturelle Seelsorge einlässt, hat somit gute Chancen, seine Kompetenzen auch in scheinbar ganz normalen Seelsorgefällen brauchen zu können. Wer nur schon mit einem Spital in Berührung kommt, merkt schnell, dass er sich in einer andern Kultur befindet. Das kann neue Probleme schaffen oder bestehende Probleme verschärfen.

Die Interkulturelle Seelsorge habe gelernt, auf die Reibungspunkte zu achten, sagt Christoph Schneider Harpprecht. Diese entstehen naturgemäss, wenn ein Immigrant mit den Verhältnissen in seinem Einwanderungsland klar kommen will. Reibungspunkte können aber auch in Familien und Gesellschaften auftreten, wenn ihre Mitglieder die vorherrschenden Machtverhältnisse, Umgangs- und Kom-

munikationsformen nicht mehr übernehmen wollen.

Theologisch gesprochen: Der Schlüssel zum Verständnis des Fremdseins liegt in unserer eigenen Fremderfahrung. Wir sind «Fremdlinge» auf dieser Welt. Als Angehörige des Reiches Gottes stehen wir einer andern Kultur gegenüber die uns nicht integrieren kann und will, weil wir oft andere Werte vertreten. Die Integration von Menschen des Reiches Gottes in diese Welt mit ihren Mächten und Kulturen bleibt eine Herausforderung – auch für die Seelsorge.

Das Fremde mit Gott versöhnen

Die Bibel stellt uns persönlich vor die Frage, wie das Fremde in uns sich mit Gott versöhnen kann, der uns fremd ist. Das Volk Gottes hat es schon immer mit Fremdheit zu tun gehabt. In Ägypten gehörte das Volk zu den Fremden, das Wort «Hebräer» stammt aus dem ägyptischen hapiru – die Fremden. Heimatverlust und Fremdheit sind Zeichen des Unheils. Die Landverheissung für das Volk Israel bedeutet dagegen Heil, Schalom. Kunz sagt es so: «In der Katastrophe Israels zerbricht die Illusion, dass der Mensch Gott treu sein kann, ohne dass Gott selbst die Entfremdung des Menschen aufhebt.» In Jesaja 42 wird von dem, der den Menschen völlig entfremdet ist, gesagt: «Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt, dass er die Wahrheit unter die Völker hinausbringe ...»

«Fremdheit», so unterscheidet Ralph Kunz, «hat genauso viel inhumanes wie humanisierendes Potenzial. Deshalb sind die Fremden – der spanische Gastarbeiter, der kurdische Asylanter, die thailändische Tänzerin – Boten der Menschlichkeit. Sie erinnern uns an unser Kommen und Gehen und mahnen uns, sorgfältig mit dem Leben umzugehen. Sie stehen exemplarisch dafür, wie kostbar und zerbrechlich ‚Einander Verstehen‘, ‚Zuhausesein‘ und wie gefährdet das Leben ist – und sie erinnern uns an die Geschichte des Segens Gottes, der durch die Geschichte wandert und nicht heimisch wurde.»



«Fremdheit hat genauso viel inhumanes wie humanisierendes Potenzial. Deshalb sind die Fremden ... Boten der Menschlichkeit.»

LEBEN ZWISCHEN DEN KULTUREN

Leben ohne Heimat

Marianne Marti Der Gedanke traf mich vor Jahren im Berner Bahnhof mitten im Gedränge der Fünf-Uhr-Stosszeit: «Wem die Heimat fremd geworden, der wird auch in der Fremde zuhause sein.» Ich war unterwegs zu einem Sprachaufenthalt im Ausland. Die Menschenmenge im Berner Bahnhof wirkte befremdend. Wie wird es dort sein?

Inzwischen gehört Aufbruch zu meinem Alltag. Mein Leben spielt sich auf fünf verschiedenen Bühnen ab: Tessin, deutschsprachige Schweiz, afrikanische Hauptstadt, arabisches Dorf, deutsches Ausbildungszentrum.

Ich meinte, den Übergang von der einen Welt zur andern inzwischen im Griff zu haben. Und dennoch ist der Wechsel jedesmal ein kräfteraubender Prozess. Es ist immer wieder ein Eintauchen in eine andere Welt: andere Länder – andere Sitten, andere Düfte, anderes Klima, andere Kleidung, andere Freunde, andere Wertmassstäbe ... Alle erwarten von mir ein angepasstes Verhalten. Und das bedeutet für mich immer wieder etwas anderes.

Begrüssen ist gar nicht so einfach

In N.* begrüsst man sich mit einem kräftigen Händedruck; bei älteren, ehrwürdigen Personen umfasst man mit der linken Hand zudem respektvoll das rechte Handgelenk des Gegenübers. In B. hebt man beide Hände zum Gruss, die offene Handfläche zum Begrüßten gerichtet. Einen Händedruck oder gar eine Umarmung gibt es nur innerhalb der Familie oder bei ganz guten Freunden, nie aber zwischen Mann und Frau. In T. umarmen sich auch Mann und Frau und hauchen dabei drei Küsse auf die Wangen des Gegenübers, rechts, links rechts. Das ist in H. und L. nicht viel anders – bloss die Sprache beim Grüßen und die Anzahl der Küsse ändern sich. Ich weiss inzwischen genau, wo ich wen wie begrüßen muss, und nur selten hebe ich in L. auf der Strasse irrtümlicherweise beide Hände zum Gruss.

* Aus Sicherheitsgründen wurden die geografischen Angaben abgekürzt.



Marianne Marti arbeitet als Linguistin mit SIL in Afrika
marianne_marti@sil.org



Marianne Marti: Leben zwischen den Kulturen (Bild: zvg)

Die innere Ausrichtung vor der Reise und die Zeiten dazwischen in Bahn, Auto oder Flugzeug helfen mir mich umzustellen. Und dann trete ich schon wieder auf die nächste Bühne: Marianne, die Afrikanerin im bunten Kleid – Maryam, die Araberin, in Schleier gehüllt – Marianne, die Schweizerin: am liebsten in dunklen Jeans und warmem Pullover.

Allen alles werden

Wer bin ich wirklich? Einsames Fragen treibt manchmal auch mit mir Spott (frei nach Bonhoeffer). Allen alles zu werden, wie Paulus schreibt, ist eine Herausforderung: den Afrikanern eine Afrikanerin, den Arabern eine Araberin, den Tessinern eine Tessinerin, den Deutschschweizern eine Bernerin und den Deutschen – tja, da bleibe ich wohl Schweizerin, wenn auch hochsprachig!

Manchmal bin ich in Gefahr; den Boden unter den Füßen zu verlieren. Wo passe ich mich an? Wo verleugne ich mich, wenn ich mitmache? Wo bestehe ich auf meinem Standpunkt? Und wo kann ich in Liebe mein Verhalten, mein Reden, ja sogar mein Denken und Fühlen anpassen? Ein Spannungsfeld, in dem ich immer wieder auf den Beistand aus der ewigen Welt angewiesen bin.

Im afrikanischen und arabischen Umfeld ist es besonders wichtig, die Würde des Menschen nicht zu verletzen und dem Gegenüber zu helfen, das Gesicht zu wahren. Wenn ich einen Wunsch nicht erfüllen kann oder will, dann sage ich höflich: «Ja, morgen mache ich das.» Und dann wissen beide Seiten, dass dies «Nein» heisst. Nach schweizerischen Massstäben würde ich mit diesem Verhalten meine Vertrauenswürdigkeit einbüßen und bald einmal als Lügnerin gelten. In einem Konfliktfall ist es in Afrika angebracht, eine Drittperson beizuziehen, die von beiden Seiten anerkannt ist. Sie kann Erklärungen und Entschuldigungen übermitteln, die im direkten Gespräch Anklagen und Beleidigungen wären. In Europa befremdet solches Verhalten, man sucht die di-

(Fortsetzung Seite 30)

MULTIKULTI-GOTTESDIENST

Mit der Schaufel Kirche bauen

Sara Stöcklin-Kaldewey **Was bedeutet es, Kirche zu bauen? Wer an die grossen geistlichen Aufbrüche und Bewegungen der letzten Jahre denkt, an amerikanische «Mega-Churches», an Christus-Tage und Anbetungskonferenzen, sieht vor dem inneren Auge das Bild einer professionellen Grossbaustelle. Es gibt aber auch andere Bauprojekte: kleiner, schlichter und trotzdem nicht weniger kraftvoll. Dabei wird aus der scheinbaren Not der «Überfremdung» unseres Landes eine Tugend gemacht.**

Entworfen von renommierten Architekten, durchgeplant von fähigen Ingenieuren sind in aller Welt Gotteshäuser entstanden, die selbst den höchsten Ansprüchen genügen, ausgestattet mit modernster Apparatur und ausgeführt mit technischer Präzision. Begabte Menschen, die auch in Wirtschaft und Gesellschaft Erfolge ausweisen können, setzen ihre Zeit, ihr Geld und ihre Fähigkeiten ein, um zum perfekten Funktionieren dieser Gemeinden beizutragen. Hier werden Kirchen der ersten Klasse gebaut, Gemeinden, für die sich keiner zu schämen braucht.

Ein anderes Bild von Kirche

Kirche bauen kann und darf aber auch ganz anders aussehen. Wenn ich an die kürzlich von mir besuchten «Mite-

land»-Gottesdienste im Kleinbasler Matthäusquartier denke, verändert sich mein inneres Bild. Hier kommen nicht nur die verschiedensten Kulturen, sondern auch ganz unterschiedliche Menschen zusammen. Hier begegne ich keiner durchorganisierten Grossbaustelle, sondern einem familiären Gemeinschaftsprojekt. Statt dem neusten Bagger müssen Schaufeln genügen. Die Baupläne, die laufend angepasst werden, umfassen einen schlichten Versammlungsraum statt eines modernen Tempels. Aber es helfen alle mit. Die Ingenieure müssen keinen Hochschulabschluss vorweisen und die Arbeiter keine jahrelange Berufserfahrung. Da wird weder ein Leistungszeugnis noch ein volles Portemonnaie verlangt – es reicht die Bereitschaft, einen Teil zum Aufbau der Gemeinde beizutragen.



Sara Stöcklin-Kaldewey

Theater ist ein Teil des Miteinander-Gottesdienst in der Matthäuskirche in Basel. Hier kommen nicht nur die verschiedensten Kulturen, sondern auch ganz unterschiedliche Menschen zusammen.

Mit allen Gottesdienst feiern

Wie kann man in einem Quartier mit einem Ausländeranteil von über 50 Prozent und einer hohen Arbeitslosigkeit Kirche bauen? Und vor allem – wie kann man es gemeinsam mit den dort wohnenden Menschen tun? Diese Fragen stellte sich das Pfarrehepaar Irma und Klaus Fürst, als es in den achtziger Jahren die evangelisch-reformierte Matthäusgemeinde in Basel übernahm. Mit einem offenen Haus, einem Beschäftigungsprojekt für Asylsuchende und weiteren Aktivitäten versuchten sie, nicht nur den vorhandenen Nöten zu begegnen, sondern auch das «Miteinander» verschiedenster Menschen und Kulturen bewusst zu zelebrieren und fruchtbar zu machen. Zentrum dieses «Miteinanders» sind heute die wöchentlichen Abendgottesdienste, die mittlerweile von einem ehrenamtlichen Team organi-

(Fortsetzung von Seite 28)

Leben ohne Heimat



rekte Auseinandersetzung. Es ist erstrebenswert, konfliktfähig zu sein. Es gilt, vorrangig die Recht- und Schuldfrage zu klären. Erst wenn gar nichts mehr geht, holen wir uns einen Vermittler.

Das Leiden an der Heimatlosigkeit

Ich sitze im Beichtstuhl einer Kirche im Jura und klage einem afrikanischen Priester, der seit Jahren dort lebt, mein Leid. Im Hin und Her zwischen den Kulturen bin ich heimatlos geworden. Ich leide an meiner Heimatlosigkeit. Ich spüre schmerzlich eine ungestillte Sehnsucht nach Zugehörigkeit und Geborgenheit.

Wenn «Samsonite», so heisst das Köfferchen mit meinen Siebensachen, mein treuster Lebensbegleiter ist, dann kann sich manchmal schon Trostlosigkeit breit machen. Ja, ich habe überall Freunde. Aber immer wieder muss ich von ihnen Abschied nehmen und mich wieder auf neue «alte» Freunde einstellen. Ja, es gibt die moderne Technik. Damit lassen sich Beziehungen auch auf Distanz pflegen. Aber eben: die Distanz bleibt.

Nach meinen Worten strahlt mich der Pater liebevoll an und meint väterlich: «Ja, ich finde mich auch in deiner Analyse und verstehe genau, was du meinst.» Und dann beginnt er, von sich selber zu erzählen. «Aber», sagt er zum Schluss, «die Heimatlosigkeit ist auch eine Chance. Sie weist uns hin auf die Tatsache, dass wir hier keine Bleibe haben, sondern unterwegs sind zu einer anderen, ewigen Heimat. Christus ging zu seinem Vater, um uns eine Wohnung zu bereiten. Du hast das Glück, dies schon hier so deutlich zu erleben und kannst lernen, dich nicht festzuklammern an Dingen, die nicht halten.»

Ich nicke, denn ich weiss, was er meint. Leben zwischen den Kulturen ist Herausforderung und Chance, zwischen den Welten der ewigen Heimat bewusst zu bleiben und die ewige Heimat den Welten nahe zu bringen. ▶

siert und ökumenisch getragen werden. In einem überschaubaren Rahmen wird hier nicht ein «Besuchergottesdienst» gefeiert, in dem wenige, besonders begabte Leute ein einstudiertes Programm darbieten, sondern ein ganz wörtlich verstandener «Mitenand»-Gottesdienst, an dem sich möglichst viele Anwesende aktiv beteiligen. Der hohe Anteil an Immigrantinnen und Immigranten drückt sich in der Mehrsprachigkeit aus: bei Gebet, Musik, Darbietungen und Predigt. In einem Theaterstück wird der Predigttext lebendig gemacht; dabei spricht jeder in seiner Muttersprache. Die Lieder werden nicht nur in verschiedensten Sprachen gesungen, sondern gelegentlich auch von einer Combo aus Alphorn und afrikanischer Fommel begleitet.

Gemeinschaft wertet auf

Nach dem Motto «feste Struktur, innere Freiheit» wird zwar auf einen klaren Ablauf mit bewusst gesetzten Ritualen Wert gelegt, innerhalb dieses Rahmens aber viel Raum für die Menschen und ihre persönlichen Beiträge gelassen. Sie dürfen mitmachen, egal wo sie im Glauben stehen, wie lange sie schon dazu gehören und wie begabt sie sind. Es ist eine Grosszügigkeit spürbar, die über Fehler und Defizite hinwegsieht. Man hat sich entschieden, einander in seiner Begrenztheit anzunehmen – sei diese sprachlicher körperlicher oder geistiger Natur.

Dies ist nicht nur einfach. Die Rücksicht verlangt bisweilen, Erwartungen zurückzuschrauben – etwa an das Niveau der Predigt, deren Botschaft bewusst einfach gehalten ist. Nicht eine anspruchsvolle Theologie soll hier vermittelt werden, sondern die Botschaft: Du wirst gebraucht, du bist nicht überflüssig, du musst bei Gott keine Vorleistung erbringen, um geliebt zu sein.

Obwohl auch die regelmässigen Teilnehmer (eine offizielle Mitgliedschaft gibt es nicht) in der Regel keine materielle Unterstützung erhalten, sieht sich das «Mitenand» als diakonische Bewegung. Während die Abdeckung äusserer Grundbedürfnisse wie Nahrung und Obdach heute als staatliche Aufgabe wahrgenommen wird, kann Kirche einen echten Beitrag leisten, wenn es um ein inneres Grundbedürfnis geht: das Gefühl, gebraucht zu werden. Die Gemeinde hilft einem Menschen, der in der Gesellschaft oft als bedeutungslos eingestuft wird, nicht, wenn sie ihn bedient, sondern wenn sie ihm Verantwortung überträgt. Deshalb heisst «Kirche bauen» hier: Jeder, der reinkommt, kriegt als erstes eine «Schaufel» in die Hand gedrückt. ▶

Mitenand-Gottesdienste mit anschliessendem Essen finden jeden Sonntag um 18.30 Uhr in der Matthäuskirche in Basel statt. Weitere Infos unter www.rehovot.ch/mitenand.



Sara Stöcklin-Kaldewey hat Philosophie und Theologie studiert und ist Doktorandin am Lehrstuhl für Kirchengeschichte der Universität Basel.
sara.stoeklin@gmx.ch

Der heruntergekommene Gott sucht eine Wohnung

Ruth Maria Michel **Kultur leitet sich her vom Lateinischen cultura. Der Begriff meint «Bearbeitung», «Pflege», «Ackerbau». Im Verb «colere» stecken Bedeutungen wie «wohnen», «pflegen», «den Acker bestellen».**

Die Bibel erzählt von einem verhinderten «Wohnen» der besonderen Art:

*«Weil in der Herberge
kein Platz war.»*

*«Er kam in das Seine, und die
Seinen nahmen ihn nicht auf.¹»*

*«Wird Christus tausendmal
zu Bethlehem geboren,
und nicht in Dir,*

du bleibst doch ewiglich verloren.²»

Ich darf mein Herz erneuern, indem ich mich «pflegen», «bearbeiten» lasse von der Liebe des «heruntergekommenen» Gottes. So wird mein Herz zu einer Krippe für dieses Kind – es wird gleichsam in mir neu geboren.

Anregungen zur Meditation

● Gott hatte und hat es nicht leicht, eine Herberge, einen Ort in der Welt zu finden. Obwohl er Gott ist, ist er darauf angewiesen, dass ihm **Lebens- und Wohnraum geschenkt** wird.

● In der Bibel stellt Gott immer wieder bittend ein **Mietgesuch**: Lasst mich bei euch wohnen.

Mein Leben Gott zur Verfügung stellen: Was bedeutet dies für mich heute konkret

- ✦ als Berufsmann, Berufsfrau...
- ✦ als Partner, als Partnerin...
- ✦ als Vater, Mutter, Tochter, Sohn...
- ✦ als Freund, Freundin...
- ✦ als Gemeindeglied...
- ✦ als Nachbar, Nachbarin...
- ✦ als Staatsbürger, Staatsbürgerin...
- ✦ als

● Mieter, die keine Unbequemlichkeit in unser Leben bringen, sind uns recht. Gott ist aber manchmal auch ein unbequemer Mieter.

- ✦ Wie reagiere ich, wenn Gott mich «stört» in meiner «Alltagsroutine» ...?
- ✦ Wo spüre ich den An-Ruf Gottes ...?

● In Jesus Christus ist «die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes erschienen»

Solange ich nicht tief in meinem Herzen vertraue, dass Jesus mir so begegnen will, werde ich Hemmungen, ja Angst haben, ihn zu beherbergen... Jesus Christus und ich – nach vielleicht vielen Jahren der Christuskonsequenz:

- ✦ Wer ist er heute für mich ?
- ✦ Wie sieht meine Beziehung zu ihm aus?
- ✦ Wo fällt es mir leicht/schwer, an seine Menschenfreundlichkeit zu glauben?
- ✦ Wer Jesus für mich ist? Einer der für mich ist. Was ich von Jesus halte? Dass er mich hält.

● Meine **Herzens-Kammern** – nicht nur Teile davon – öffnen: Gott sehnt sich nach ungeteilten Herzen.

Ich will dem Vertrauen an den **lebendigen Gott**, der auch für mich Mensch geworden ist, in meinem Innersten **Hausrecht geben**.

Und nehme das Angebot Gottes, dass ich als von Jesus Christus erlöst und befreiter Mensch leben darf, wieder neu / vertiefter an ...

- ✦ Wo sehne ich mich nach (vermehrter) Erlösung? Ich bitte ihn jetzt darum.
- ✦ Wo halte ich Teile meines Herzens vor Gott verborgen und will sie ihm jetzt anvertrauen?
- ✦ Wo ich ein geteiltes Herz habe, bitte ich ihn um Heilung.

● Meine **Dunkel-Kammern** ihm zur Verfügung stellen

Wo immer es dunkel in mir ist, wo seelische Verwundungen, Ungerechtigkeiten, Ängste, Enttäuschungen usw. mich plagen, will Jesus sein heilendes Licht hineinstrahlen lassen.

- ✦ Ich nenne Dunkelheiten in mir..
- ✦ Ich lasse Jesus, das wahre Licht (Joh 1,9) bei mir einkehren und mich von ihm erhellen...

● Meine **Rumpel-Kammer** ihm überlassen

Jesus Christus hilft mir zu «entsorgen», was ich unnötigerweise mit mir herumschleppe: Vorurteile, Angst, unbereinigte Dinge aus der Vergangenheit, verdrängte Schuld, Sünden ...

Hier will ich Jesu Vergebung in Anspruch nehmen und andern gegenüber Vergebung gewähren...

*Allen Boten sei Dank
dass sie die Nachricht
nicht für sich behielten
dass nicht geheim blieb
was alle angeht.*

*Maria und Josef sei Dank
weil sie der sonderbaren
Offenbarung still entsprachen
sich finden liessen
im Stall – im Stall.*

*Den Hirten sei Dank
dass sie der Botschaft
nicht den Rücken kehrten
dass ihre Wissbegier grösser
war als ihre Furcht.*

(Armin Juhre)

1 Die weihnachtliche Botschaft nach Lukas (2,7) und derselbe Sachverhalt, theologisch reflektiert, im Johannes-Evangelium (1,11)
2 Angelus Silesius (Johann Scheffler, 1624-1668) im «Cherubinischen Wandersmann», 1. Buch, Nr. 61



Ruth Maria Michel leitet als VBG-Mitarbeiterin das Ressort «Spiritualität und geistliche Begleitung». ruth.michel@evbg.ch

INSIST Seminare

integriert denken - ganzheitlich glauben - werteorientiert handeln



Dr. phil. Felix Ruther



Hanspeter Schmutz

Unsere Module auf einen Blick



Richtpreise (inkl. Spesen)

Hanspeter Schmutz

Abend: Fr. 300.-
 1/2 Tag: Fr. 500.-
 1 Tag (inkl. Abend): Fr. 1000.-
 1 Wochenende: Fr. 1500.-
 1 Woche: Fr. 3000.-

Felix Ruther

Klassische Predigt: 350.-
 Abend: Fr. 450.-
 1/2 Tag: Fr. 500.-
 1 Tag (inkl. Abend): Fr. 1000.-
 1 Wochenende: Fr. 1500.-
 1 Woche: Fr. 3000.-

Nähere Infos und Buchen der Module direkt bei den Referenten:

Felix Ruther, Dr. phil.
 Hotzstrasse 56
 8006 Zürich
 Präsident INSIST
 Tel. Büro: 044 363 75 33
 Tel. Privat: 044 363 75 27
 felix.ruther@insist.ch

Hanspeter Schmutz, SLA phil. I
 Schöneggweg 1
 3672 Oberdiessbach
 Leiter INSIST
 Tel. 031 771 28 79
 hanspeter.schmutz@insist.ch

	integriert denken	Referent	Umfang
I 1	Einführung ins integrierte Christsein	HPS	1 Wochenende bis 1 Woche
I 2	Der Mythos der weltanschaulichen Neutralität*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 3	Glauben und Denken – ein Widerspruch?*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 4	Bibelverständnis zw. Beliebigkeit und Fundamentalismus	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 5	Der Wert des Menschen*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 6	Hat die Naturwissenschaft Gott begraben?*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 7	Unsere Gesellschaft im Wertewandel verstehen	FRu	1 – 2 Abende
I 8	Wie Christen mit Trends umgehen können	HPS	1 Abend bis 1 Wochenende
I 9	Wie wir heute tolerant leben können	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
I 10	Gott und das Leiden in dieser Welt	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag

	ganzheitlich glauben	Referent	Umfang
S 1	Einführung in eine ganzheitliche Spiritualität	FRu	3 – 6 Abende
S 2	Einführung in den christlichen Glauben («Basics»)*	FRu	3 Abende
S 3	Wie wir beten können*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 4	Warum und wie die Bibel lesen*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 5	Warum wir Stille brauchen*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 6	Gerechtigkeit – ein Grundanliegen der Bibel*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 7	Wie wir unsere Sehnsucht leben und stillen können*	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 8	Unterwegs zu einem geheiligten Leben	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
S 9	Einführung in die keltisch-christliche Spiritualität	HPS	1 Abend bis 1/2 Tag
S 10	Schule der Weisheit	HPS	1 Abend bis 1 Woche
S 11	Mit Weisheit einem Burn-out vorbeugen	HPS	1 Abend bis 1/2 Tag
S 12	Mit dem Heiligen Geist im Alltag leben	HPS	1 Abend bis 1 Wochenende
S 13	Sich selber und andere (an)leiten	HPS	1/2 Tag

	werteorientiert handeln	Referent	Umfang
T 1	Prinzipien und Instrumente für werteorientierte Entwicklungen	HPS	1 Abend bis 1/2 Tag
T 2	Wie Christen die Transformation vor Ort fördern können	HPS	1 Abend bis 1 Woche
T 3	Prozessbegleitung bei werteorientierten Entwicklungen	HPS	gemäss Abmachung
T 4	Wie können wir heute Werte-orientiert leben?	FRu	1 Abend

	weitere Module	Referent	Umfang
M 1	Arbeits- und Zeitmanagement für Einzelpersonen	HPS	1 Tag
M 2	Bibelseminare: Psalmen, Römerbrief, Offenbarung	FRu	3 Abende
M 3	Andere Religionen: Seminare zu Islam, Buddhismus*, Hinduismus* und Esoterik* im Vergleich zum christlichen Glauben	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
M 4	Seminare zu Ehe und Partnerschaft	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag
M 5	Seminare für Männer	FRu	1 Abend oder 1/2 Tag

* evangelistische Angebote

Die detaillierten Beschreibungen der Seminare finden Sie auf unserer Website: www.insist.ch

Die böse Macht

Felix Ruther In unserer Kultur wird nicht mehr unterschieden zwischen einem Unheil, das nur Gott bewältigen, und einem, das von den Menschen selber überwunden werden kann. Diesen Unterschied einzuebnen, scheint geradezu das Projekt der Moderne – der Zeit nach der Aufklärung – gewesen zu sein. Die fehlende Unterscheidung hat schwerwiegende Folgen, wie Psalm 51 zeigt.

Heute fragt man so: Warum sollte, was vom Menschen ausgeht, nicht auch von ihm selber überwunden werden können? Und man denkt dabei: Wenn das Böse auf den bösen Willen des Menschen zurückzuführen ist, so müssten es Menschen guten Willens auch überwinden können. In diesem Denken hat Unheil, das nur von Gott geheilt werden kann, keinen Platz. Wenn aber alles vom Menschen, seiner Kreativität und leider auch von seiner Destruktivität abhängt, wozu brauchen wir dann noch einen Gott?

Die Macht des Bösen

Die Tatsachen des Lebens lehren uns etwas anderes. Laut Psalm 51 kann das Böse mit einer derartigen Macht nach dem Menschen greifen, dass er es nicht mehr – sei es pädagogisch

oder therapeutisch – bewältigen kann. Gott selber muss eingreifen. Das ist die Einsicht dieses Psalmes.

Gott – nicht der Mensch – muss das Böse abwaschen (Vers 4); Gott muss sogar ein neues Herz erschaffen (12). Die Anspielung auf das Reinigungsritual für einen geheilten Aussätzigen und die Waschung nach der Berührung eines Toten (9) zeigt, dass Sünde ebenso wie der Aussatz in den Bereich des Todes führt und nicht einfach wegtherapiert werden kann. Sünde ist Selbstzerstörung, Störung des Lebens, und das will Gott nicht hinnehmen.

Er kann es nicht hinnehmen – um des Lebens willen! Im Gegensatz zu uns Heutigen hatte David diese Einsicht noch: «Gegen dich allein habe ich gesündigt» (6). Sünde ist die Verweigerung, mit Gott in Beziehung zu treten und auf ihn zu hören. Ihre Beseitigung übersteigt das Menschenmögliche.

Noch etwas anderes weiss David: Gott will nicht den Tod des Sünders, «sondern dass er umkehrt und lebt». Und David weiss, wem er in der Umkehr begegnet: einem gnädigen, gütigen und barmherzigen Gott (3), einem Gott, der sich wie ein Vater an seine Kinder gebunden hat, und diese innige Beziehung nicht aufgibt.

Umkehr zum Gott des Lebens

Es ist diese doppelte Sichtweise, die eine echte Umkehr ermöglicht: der Blick in den tödlichen Abgrund der

Sünde und der Blick auf den gnädigen Gott. Echte Umkehr führt nicht in eine fromme Beschaulichkeit. Sie möchte, dass auch andere die Freude der Vergebung (10) erfahren (15). Sie zeigt sich auch im Wunsch: «Tue meine Lippen auf, damit ich dein Lob verkünde (17).» Und David wurde in der Tat ein Lobsänger.

Ich selber bin allzu oft ein Murrender ein Stänkerer und nur selten ein Lobsänger. Weshalb? Vermutlich, weil ich selber noch nicht genug über meine eigene Sünde erschüttert bin und daher noch nicht im tiefsten Herzen erkannt habe, was es bedeutet, aus Gottes Gnade zu leben. Oft frage ich mich auch, weshalb ich so wenig von Gottes Gegenwart erfahre. Darauf antwortet Vers 19: «Ein Herz voll Demut und Reue (oder ein zerbrochenes Herz) wirst du nicht verschmähen.» Nichts zieht Gott mehr an, als ein ehrliches Herz, in dem der Traum von der eigenen Güte und Grösse zu Bruch gegangen ist, und damit auch die Vorstellung, sich selber aus dem Sumpf der Gottesferne ziehen zu können. Diesem Herzen begegnet der Gott der Bibel, und er heilt den Zerbruch (10). Freude und die Wonne des Heils ziehen ein. Eine tiefe Freude über das Wissen, dass ich von Gott angenommen und geliebt bin. Von anderen Menschen geliebt zu sein, bedeutet mir viel. Was heisst es dann, wenn Gott selber mir in mein Herz hinein spricht: «Ich habe dich lieb, mein bist du.» Welch ein herrliches Lebensgefühl kann sich, getragen von diesem Wissen, entfalten. ▀

«Es ist diese doppelte Sichtweise, die eine echte Umkehr ermöglicht: der Blick in den tödlichen Abgrund der Sünde und der Blick auf den gnädigen Gott.»





Zeigen, dass es geht

Hanspeter Schmutz **Die drohende Energiekrise und die Erderwärmung sind in aller Munde Gefragt sind Leute, die nicht nur darüber reden, sondern auf unkonventionelle Art Neues ausprobieren. Hans-Martin und Magdalena Wüthrich wollten nicht weiter von Öl und Atomstrom leben. Die Sanierung ihres alten Hauses zeigt, wie aus Worten Taten werden.**

Das zweistöckige Holzhaus wurde 1959 gebaut. Pro Stock gab es je einen Ofen, der vorerst mit Kohle und später mit Öl betrieben wurde. Wenn man die Öfen in der Nacht abdrehte, war es am Morgen eiskalt. Der Windstopper in den Wänden bestand aus einer dünnen Bitumen-Folie. Der Familie Wüthrich war beim Kauf des Hauses klar, dass eine grössere Sanierung nötig würde.

Holz zum Heizen

Beim Bau der Zentralheizung fiel die Entscheidung: Wüthrichs wollten von der fossilen Energie und der damit verbundenen Abhängigkeit wegkommen und auf erneuerbare Energien setzen. Holzpellets hiess die Lösung. Die Heizung wurde im Gemüsekeller eingebaut. Als Ersatz und als Lageraum für die Pellets diente ein Anbau im Kellerbereich. Darüber entstand

genügend Fläche, um die kleine Küche zu erweitern.

Wie aber sollte man den Altbau isolieren? Die Holzkonstruktion der Wand wurde belassen, man füllte aber die zehn Zentimeter Hohlraum in der Wand mit Isolation aus Papierschnitzeln: vom Parterre bis unters Dach. Die Fenster wurden erneuert und die Leitungen für die Zentralheizung eingezogen.

Auch das Dach musste erneuert werden. Bei der Planung entstand die Idee, Warmwasser-Kollektoren zu montieren. Diese Lösung liess sich mit dem Neubau des Daches gut kombinieren. Um die erzeugte Wärme zu speichern, bauten Wüthrichs im Heizungskeller einen 2000-Liter-Wassertank ein. Dieser reicht aus, um im Sommer das Haus mit Warmwasser zu versorgen. Im Winter hilft die Pellet-Heizung mit.

Kostbares Wasser

«Trinkwasser ist nicht unbeschränkt vorhanden.» Dies liess Hans-Martin Wüthrich nach der Nutzung des Regenwassers fragen. Das sei zu teuer und das Säubern des Wassers bringe viele Probleme mit sich, wurde ihm gesagt. «Ich wollte beweisen, dass dies

geht», sagt dazu der Hausherr. Er entschied sich, einen weiteren Tank, diesmal ins Erdreich, einzubauen. Um das Faulen des Wassers im 2500 l Tank zu verhindern, wird es in einen Schlammsammler geleitet, wo der Dreck zu Boden sinkt. Das gesäuberte frische Wasser wird dann mit einem Tauchrohr ganz unten in den Tank eingespiesen. Es enthält viel Sauerstoff und sichert so die Qualität des Wassers im Tank. Mittels eines Überlaufs wird der Schlamm, der sich auf der Wasseroberfläche bilden kann, abgeführt. Das kalkarme Wasser wird nun gebraucht, um die WCs zu spülen, den Garten zu bewässern und die Wäsche zu waschen.

Strom aus Sonne

Am meisten faszinierte den ehemaligen Elektroniker aber die Idee einer Fotovoltaik-Anlage. Er liess deshalb auch Solarzellen mit einer Panelfläche von 16 m² auf dem Garagendach installieren. Die Spitzenleistung beträgt zwei Kilowattstunden. Beim Bau zeigte sich, dass die Anlage durch die kostendeckende Einspeisevergütung rückwirkend finanziert werden könnte. Der Hausbesitzer bewarb sich darum und erhielt den Zuschlag. So erhält er 25 Jahre lang für jedes erzeugte Kilowatt Strom, das beim Elektrizitätswerk eingespiesen wird, eine Vergütung von 75 Rappen. Das sei wie bei einem Generalabonnement. Man bezahlt anfangs einen hohen Betrag und fährt nachher das ganze Jahr gratis, denn: «Die Sonne stellt keine Rechnungen.» Der Hausbesitzer zeigt im Internet, wieviel Strom er mit seiner Anlage für die Allgemeinheit produziert².

Die Wüthrichs haben für die gesamten Investitionen rund 350'000 Franken ausgegeben. «Das rechnet sich kaum», sagt der engagierte Bauherr. «Der haushälterische Umgang mit den Ressourcen ist aber ein Gebot der Stunde. Wir sind dies unserer Nachwelt schuldig.» ▶



Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch

1 hama.wuethrich@bluewin.ch
2 Abfrage über das Webportal der Solarmax.
Link zum Portal: www.solarmaxportal.com/index.php?ac=1&l=0. Eingaben: gast@pv12.ch; Passwort: solar; danach Einstieg mit «Login»

Als ob es mich nie gegeben hätte ...

Adrian Furrer Ende der 1990er Jahre prägte Alain Ehrenberg den Begriff des «erschöpften Selbst». «La fatigue d'être soi» war der Titel des ersten Buches seines auf drei Bände angelegten Werks über das moderne Individuum. Der französische Soziologe deutete die Depression als die symptomatische Krankheit unserer Tage.

Für Sigmund Freud war in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Neurose das pathologische Zeichen für die Gesellschaft. In ihrem «repressiven Kapitalismus» musste sie sich zurechtfinden zwischen individuellen Wünschen und gesellschaftlichen Zwängen.

Selbstverwirklichung bis zum Gehnichtmehr

Ehrenberg beschreibt, wie in der westlichen Gesellschaft seit den 1960er Jahren die vorherrschenden Werte wie Pflicht, Disziplin und Gehorsam durch demokratischere ersetzt wurden: Selbstbestimmung, Initiative und (Eigen-)Verantwortlichkeit. In den siebziger und achtziger Jahren wurde dann das befreite Selbst gleichsam spiritualisiert, es musste an sich selbst glauben. Nochmals ein gutes Jahrzehnt später übernahm das neoliberal kapitalistische Denken die Führung. Es funktionierte das nun authentische Subjekt zur Produktivkraft um: «Machen Sie aus sich eine Ich-AG», hiess der neue Slogan.

Das Modell der Selbstverwirklichung hatte den Einzelnen mit seinen (zu) vielen Möglichkeiten überfordert. Nun schlug es um in einen leistungsethischen Imperativ nach dem Motto: sei individuell, sei etwas Besonderes, sei aussergewöhnlich. Das Ich war gefordert bis zur Erschöpfung, bis zur Depression. Laut Ehrenberg schwankt der Mensch zwischen der «Spannung, nur sich selbst zu sein und der Schwierigkeit, dieses Projekt zu verwirklichen».

Es geht ja

Ihr lieben Achtundsechziger/danke für alles – ihr dürft jetzt gehn/.../Ihr könnt auch einen Dia-Abend machen/einen Dia-Abend/von der Revolution/.../Ihr könnt machen was ihr wollt/Ihr habt euch ja befreit/ja ihr habt euch befreit/Aber bitte ruft uns nicht an/wir rufen an, vielleicht rufen wir an.¹

Anfang dieser Saison war «Die Geschichte meiner Einschätzung am Anfang des dritten Jahrtausends» eine der Eröffnungspremieren am Theater Basel – ein Abend mit Texten und Liedern von Peter Licht, von dem auch der eben zitierte Song «Ihr lieben Achtundsechziger» stammt. Als «Hoffnungsträger der deutschen Popmusik» hat ihn die deutsche «tageszeitung» beim Erscheinen seiner ersten CD im Jahre 2000 bezeichnet. Zu Recht. Wie wohl keinem anderen gelingt es ihm, die eigentlich übergrossen Themen der westeuropäischen Gegenwart auf fast schon dadaistische Texte zu reduzieren, in einen beunruhigend eingängigen Elektropop zu verpacken und in dieser inhaltlich-ästhetischen Reibung die Dilemmata in den Befindlichkeiten und Lebensumständen eines grossen Teils der urbanen thirtysomethings einzufangen, die in Kürze fortysomethings sein werden, obwohl sie doch gerade eben noch twentysomethings waren; Menschen, die erwachsen wurden in den Zeiten des Turbokapitalismus, sich aber bald schon, ermüdet von den Überreizungen der globalisierten Medialisierung und der Anstrengung der eigenen Vermarktung, auf den Sofas der Chill-lounges einfanden, um nicht mehr die Aufregung und den Exzess zu suchen, sondern die Entspannung: *Wer sich schneller entspannt*, heisst es in einem der Songs, *ist besser als jemand, der sich nicht so schnell entspannt/der aber immer noch besser ist als jemand/der sich überhaupt nicht entspannt/und eigentlich ja schon tot ist/da kann man nichts machen.*² Im zentralen Text des Basler Theaterabends sitzt auf dem



Adrian Furrer ist professioneller Schauspieler und lebt in Henggart ZH. adrian.furrer@sunrise.ch

Sofa auch der Ich-Erzähler, in einem beschwingt-distanzierten Ton redend, sich immer wieder selbst vergewissernd, dass es ihm eigentlich ja ganz gut gehe, versucht er, die sich anbahnende Katastrophe immer wieder ins Positive umzudeuten, unfähig oder unwillens, auf die buchstäblich auf ihn hereinstürzende Welt angemessen zu reagieren. Erst zum Schluss erkennt er das Ende jeder Hoffnungen: *Ich fühlte mich, als ob es mich nie gegeben hätte, als ob alles, was ich je berührt hatte, mit meinen Händen oder meiner Seele, ein negatives Abbild gewesen wäre in einer Welt der Verneinung. Unfassbare Mengen an negativer Energie. Jedes Ding, jeder Mensch, jede Idee hatte eine reinste negative Kraft in seinem Innersten, die sich nun entlud und freifuhr.*³

Doch glücklicherweise war alles gar nicht passiert. Und der Erzähler sitzt etliche Zeit später an einem hellen sonnigen Montagmorgen bei dudelndem Radio und duftendem Kaffee mit seiner Freundin beim Frühstück und trinkt Roiboostee. Er freut sich auf den Weg zur Arbeit. *Die Schläge waren [erst] heute für den Nachmittag angekündigt, es war also noch Zeit bis dahin.*

1 Peter Licht im Album «14 Lieder», 201

2 Peter Licht im Album «Lied vom Ende des Kapitalismus», 2006.

3 Peter Licht: Die Geschichte meiner Einschätzung am Anfang des dritten Jahrtausends. Verlag Blumenbar 2008

Schiller und die «Slammer»

Dorothea Gebauer **Wie geht es dem Wort? Ist es tot? Lebt es? Das frage ich mich oft, und das frage ich mich gern. Für heute sage ich: «Es lebt».**

Fangen wir an bei Herta Müller. Als Deutsche bin ich immer noch ver - schämt, aber eben doch sehr stolz darauf, dass sie den Literaturnobelpreis erhalten hat. Die Literaturstadt Berlin hat ihren Erfolg denn auch frenetisch gefeiert.

Die Macht des Wortes

Als Deutsche waren wir angetan von ihrer zurückhaltenden, beinahe spröden Art, wie sie grossen Lohn für grosse Mühe entgegengenommen hat.



Herta Müller

Vielleicht schwingt auch eine weitere Freude mit: Ihr Schaffen zeigt, dass das Wort Macht hat, auch im 21. Jahrhundert Terrorregime zu entmachten. Wie die deutschstämmige Autorin zahlreichen Repressalien, Diffamierungen und schliesslich dem Publikationsverbot in Rumänien trotzig und klug etwas entgegen gesetzt hat, das macht Mut. Ein anderer Glücksfall im Jahre 2009 war die Buchpreisträgerin Kathrin Schmidt. Auch sie reagierte völlig un - aufgeregt, als sie den Deutschen Buchpreis in Frankfurt am Main verliehen bekam. Die Analogie mag kühn sein: Aber während bei Herta Müller das Land tot ist, ist es bei Kathrin Schmidt die Autorin selbst, die im Roman «Du stirbst nicht» über das Erle - ben der Sprache wieder vom Töd ins Leben zurückfindet. Als in ihrem Hirn ein Blutgefäss platzt, fällt sie ins Koma, man gibt sie auf. Wörter werden dann

1 Ein literarischer Vortragswettbewerb, in dem selbstgeschriebene Texte innerhalb einer bestimmten Zeit einem Publikum vorgetragen werden. Bewertet werden sowohl der Inhalt der Texte als auch die Art des Vortrags.

freundliche Gehilfen, sie erobern Land zurück. Mit grosser Gewissheit habe sie gewusst, dass sie diesen Weg zurück zum Leben finden werde, sagt die Autorin. Als sie darüber vor laufender Kamera spricht, ist kaum vorstellbar, dass das Sprachzentrum dieser lebhaften Frau mit einer DDR Biografie jemals gestört war:

Wäre Schiller ein «Slammer»?

Während es auf der einen Seite schillerte und man im Schillerjahr 2009 einem Nationalhelden entweder huldigte oder ihn verriss, waren anderswo die Slammer unterwegs, jagte ein Dichterwettstreit den anderen. Ist es Schiller, der aufersteht oder das ekstatische Individuum? Ich meine, Schiller wäre ein cooler Slammer geworden. Einer guten Performance wäre er nicht abgeneigt gewesen, das zeigt seine Lust am Drama und intensiven Gefühl.

1986 fand in Chicago der erste weltweite «Poetry Slam!» statt. Der Performance Künstler Marc Kelly Smith war der bedächtig langweiligen Lesungen überdrüssig geworden. Er suchte eine neue Form. Wie wird in der Poetry Slam mit Wörtern umgegangen? Zum einen: Sie müssen der eigenen Feder entspringen, dürfen nicht geklaut sein. Zum anderen sind Form und Inhalt völlig frei; sie werden aber nach dem Vortrag dem Urteil einer Jury unterzogen. Die Performance findet nicht in den heiligen Hallen einzelner Eliten statt, sondern in Clubs, Kneipen und im Herzen der Zuhörer. Sie sollen unmittelbar gepackt und durchgeschüttelt werden! Wer den Poetry Slam in eine Nische oder Szenekultur verweist, der irrt. An der Universität in Landau ist ein Lehrstuhl eigens für dieses Literaturformat eingerichtet worden. Dr. Anja Ohmer hat im Wintersemester Poetry Slam gelesen, um angehenden Deutschlehrern Mut zu machen, in dieser zeitgemässen Form Sprache zu vermitteln. Es könnte ja sein, dass diese überhaupt erst den Weg zu Höherem, zur deutschen Klassik etwa, ebnet.

Die neue Behaglichkeit

50'000 Fans haben auf dem Cannstatter Wasen im Juli des vergangenen Jahres das «Heimspiel» der Fantastischen Vier erwartet. 20 Jahre waren sie auf Tour gewesen, um mit dem deutschen Wort die Popkunst neu zu erfinden. Sie waren damit die ersten. Inzwischen sind mit der «Neuen Deutschen Welle» viele andere gefolgt, ob sie nun «Klee», «Juli» oder «Virginia», «Jetzt!», «Kettcar», «Ich&Ich» oder «Silbermond» heissen, Letztere sichern wie die «Prinzen» den Wort - Export aus der Ex DDR.

Während ich mich naiv über das Spiel mit den Wörtern freue, das in diesen Bands neu entbrennt, mich über die schlecht gewählten Bilder amüsiere, aber auch über Volltreffer freue, gebe ich mich auch ganz schnell, wie es sich geziemt, intellektuell moralisch und stelle mich in die Reihe der Meckerer und Mauler: «Infantil», «behaglich», «kuschelig» oder gar «niedlich» seien die Texte, so sagen die Kritiker: Da fehle das Problembewusstsein, feiere man die Rückkehr zum Idyll, frage häufig nur noch: «Wie geht es mir?» – «Und was macht es mit mir?» Tja, was ist da mit den Enkeln der 68er bloss passiert? Es ist aus und vorbei mit dem Veränderungswillen, dafür aber bleibt viel Sehnsucht. Das sind keine Texte, die es aufnehmen könnten mit der ach so harten Welt oder Appetit machen aufs Erwachsenwerden. Ach, seufze ich. Auch das ist so typisch deutsch. Die müssen halt immer ein Problem haben. Und sage mir: Worum geht es denn bei Iyrik? Geht es nicht immer auch um Rückzug? Um Gefühlschaos? Solange es Herta Müller oder eine Kathrin Schmidt gibt, habe ich keine Angst vor sentimentaler Verblödung. ▶



Dorothea Gebauer leitet die Abteilung Kommunikation der Pilgermission St. Chrischona. dorothea.gebauer@chrischona.ch

16 Fragen an Ruth Imhof-Moser

... gestellt von Hanspeter Schmutz **Ruth Imhof-Moser war ursprünglich Kindergärtnerin. Ihre Kreativität hat sie auch in ihren heutigen Funktionen - vorwiegend als Katechetin und Layouterin - beibehalten. Dazu engagiert sie sich in der Synode der Landeskirche und in der EVP.**



Fritz Imhof

Ihre erste Kindheitserinnerung?

Das unbeschwerte Spielen mit Nachbarkindern im Wald nahe unserer Wohnsiedlung.

Ihre erste Glaubenserfahrung?

Meine evangelistischen Kontakte mit Drogenabhängigen als Teenie an der Klagemauer am Basler Barfüsserplatz.

Ihre erste Enttäuschung im Glauben?

Dass die Drogenabhängigen nur sehr zögerlich auf das Angebot unserer Jugendgruppe eingingen.

Ihre erste Erfahrung mit dem männlichen Geschlecht?

Wildbeobachtungen am frühen Sonntagmorgen im Wald zusammen mit meinem Vater.

Ihr grösster Karrieresprung?

Meine Berufung zur kantonalen Instruktorin der Samaritervereine in Nidwalden.

Ihre grösste Schwäche?

Meine Spontaneität. Ich will allzu oft die Situation retten ... und meine Reiselust.

Auf die berühmte Insel nehmen Sie mit ...

Ich hoffe, dass ich noch lange nicht «reif für die Insel» bin.

Das schätzen Sie an einer Freundin:

Dass ich mich auch in schwierigen Lagen auf sie verlassen kann.

Die ideale christliche Gemeinde hat

die folgenden Merkmale:

Keine Machtmenschen!

Bei Ihrem letzten Gebet ging es um ...

unsere (Adoptiv)Kinder.

Darum würden Sie nie beten ...

Meinen Feinden den Tod wünschen, wie weiland der Psalmist David.

Das verstehen Sie nicht in der Bibel:

Die wiederholten Zusagen, dass alle unsere Gebete erhört werden, wenn wir Gott ganz vertrauen.

Ihr Lieblingspolitiker bzw. Ihre Lieblingspolitikerin:

Mich beeindruckten Politikerinnen und Politiker, die sich ohne Eigennutz für das Wohl der Menschen einsetzen.

Wenn Sie Bundesrätin wären, würden Sie als Erstes ...

... griffige Massnahmen beschliessen, damit keine Kinder in Armut aufwachsen müssen.

Die soziale Gerechtigkeit wird für Sie am meisten verletzt, wenn ...

... sich die Reichen auf Kosten der übrigen Gesellschaft bereichern.

Der Tod ist für Sie ...

... das grosse Loslassen.

Ruth Imhof-Moser, 56, verh., 3 Kinder, ist Katechetin, Präsidentin der Evangelischen Fraktion der reformierten Landeskirche Aargau und Layouterin des Magazins INSIST. ruthimhof@gmx.ch

MINERGIE®
FACHPARTNER

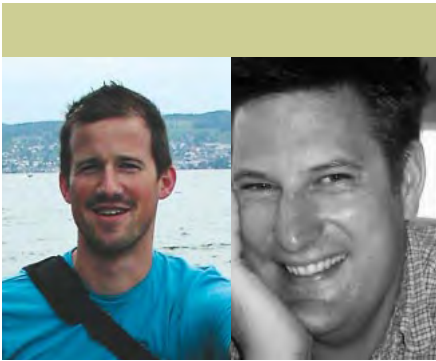
Integriertes Christsein praktisch

Heizkosten sparen, behagliche Raumwärme gewinnen und Schöpfungs-Ressourcen schonen! Verlangen Sie eine unverbindliche Offerte für eine **Energie-Beratung** durch das **hässig sustech** – Beraterteam Markus Hänzi (links) und Werner Hässig.

CH-8610 Uster Tel. 044 940 74 15 info@sustech.ch

hässig **sustech** gmbh
Prima Klima





Lukas Stücklin (l.) und Marc Baumann



Madeleine Bähler

Ethisch Geld anlegen

(HPS) Marc Baumann war Jurist, hat Wirtschaft studiert und arbeitet heute bei einer Privatbank. Lukas Stücklin war Theologe, hat Wirtschaft studiert und dann bei der UBS «ethische» Anlagen betreut. Weil ihm dabei nicht immer ganz wohl war, gründete er mit Marc Baumann zusammen Invethos¹ – eine Firma für ethische Vermögensverwaltung. Marc Baumann ist heute deren Verwaltungsratspräsident, Lukas Stücklin der Geschäftsführer. Die beiden haben das System «Bank» aus christlicher Sicht analysiert. Mit Invethos versuchen sie, Investition und Ethik in einer Hand zu vereinen. Sie beginnen dabei bei sich selbst. Die Beratungshonorare sind nicht an die Rendite der Anlage geknüpft, sie orientieren sich an einem Stundenlohn und damit am Zeitaufwand. So kann man als Berater nicht reich werden, folgt aber auch nicht falschen Anreizen. Sie empfehlen Anlagen, die direkt auf Ethik hin kontrolliert werden können. Dazu gehören Aktien, die direkt mit dem Ergehen eines Unternehmens verknüpft sind. Oder Mikrokredite. Diese sind erwiesenermassen eines der besten Mittel, um wenig entwickelten Gebieten nachhaltige Impulse zu geben. Es sind Anlagen, die vielleicht weniger materiellen Gewinn abwerfen, dafür aber ein besseres Gewissen garantieren.

¹ www.invethos.ch
Hören Sie dazu auch die Sendung «Geld ethisch anlegen» bei Radio LifeChannel vom 6.1.10; Download unter www.lifechannel.ch

Konflikte schlichten

(HPS) Wer Gemeinschaft sucht, muss auch Konflikte wollen. Das gilt sowohl für Dorf- wie auch für christliche Gemeinschaften. Von daher lohnt es sich, frühzeitig zu lernen, wie mit Konflikten friedvoll umgegangen werden kann. In den mennonitischen Friedenskirchen schlummern dazu ein reichhaltiges Erfahrungswissen und jede Menge gute Theologie. Grundlegend ist dabei die Bergpredigt. Der zweite Teil der Bitte «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern» wird hier nicht einfach als Satz eines Gebetes verstanden, sondern als Aufforderung zum Handeln. Madeleine Bähler und Frieder Boller machen diese Friedensschätze seit Juni 2009 am theologischen Seminar Bienenberg ob Liestal fruchtbar für alle, die sich Konflikten unter einem christlichen Blickwinkel stellen wollen. Sie haben gemeinsam das «Compax Institut für Konflikttransformation Bienenberg» gegründet. Einzelpersonen, Gemeinschaften und Organisationen sollen hier durch Aus- und Weiterbildung sowie Beratung und Vernetzung zu einem konstruktiven Umgang mit Konflikten befähigt werden. Dies ganz im Sinne unseres Magazins INSIST zum Thema «Versöhnung»¹.

www.compax.org
¹ www.insist.ch

Ismail

Letzte Woche habe ich Ismail wieder gesehen. Er sass in der S-Bahn neben seiner Mutter. Die junge Frau trug ein beiges Kopftuch.

Der Name des kleinen Jungen stimmt mich nachdenklich. Ismael war der erstgeborene Sohn Abrahams (Ibrahims) und der Bruder von Isaak (Ishaq). Ismael war der Sohn von Hagar, der Magd von Sara. Auf Wunsch der eifersüchtigen Ehefrau Sara und mit der Zustimmung Gottes wurde Ismael von seinem Vater verstossen. Ismael, der von Gott Erhörte und Gesegnete, der Vater einer grossen Nation (Gen 17,20). Ismael hat später laut dem Koran – zusammen mit Abraham – die Kaaba in Mekka gebaut (Sure 2,127).

Ismael spielte für Mohammed erst in der späten Medinazeit eine Rolle. Mit ihm konnte er – trotz aller Gemeinsamkeiten – das Trennende zwischen dem Islam und den Juden bzw. Christen betonen¹. Die Berufung auf Ismael ist Ausdruck einer gescheiterten Beziehung. Ein Bruch, der die Welt verändert hat. Die Juden in Medina reagierten auf Mohammed mit Spott und Ablehnung. Mohammed wandte sich deshalb bewusst von ihnen ab. Das zeigt sich auch in der geänderten Gebetsrichtung: Beim Beten richtete er sich nicht mehr nach Jerusalem, sondern Richtung Mekka.

Der kleine Ismail macht mir bewusst: Die Beziehung, die ich heute zu ihm und seinen Glaubensbrüdern und –schwestern aufbaue, ist von einer Bedeutung, die weit über den heutigen Tag hinaus reicht.

¹ Ch. Böttrich, B. Ego, F. Eissler: Abraham in Judentum, Christentum und Islam. Vandenhoeck & Ruprecht 2009, S. 141.



Bettina Troxler studiert Theologie am TS Bienenberg und am TDS Aarau. bettinat@sunrise.ch

Zwischen Sieg und Niederlage

Hanspeter Schmutz **Der Ausgang der Minarett-Verbots-Initiative ist ein Pyrrhussieg. Und um das Bankgeheimnis tobt eine letzte Schlacht.**



Noch «so ein Sieg, und wir sind verloren!» König Pyrrhus von Epirus soll dies nach seinem Sieg über die Römer in der Schlacht bei Asculum (Süditalien) 279 v. Chr. zu einem Vertrauten gesagt haben. Ähnliches muss über den Pyrrhussieg bei der Minarett-Verbots-Initiative gesagt werden. Der Sieg wurde von einer «unheiligen» Koalition aus evangelikalen Christen, Feministinnen, Patrioten und fremdenfeindlichen Kräften errungen, geeint durch den Unmut über problematische Entwicklungen rund um den Islam und – im Falle der Christen – getrieben von der Angst vor antichristlichen Einflüssen. Unmut und Angst sind verständlich, aber nicht hilfreich. Wer dem Vormarsch eines manchmal gewalttätigen und Frauen verachtenden Islams oder gar einer islamistischen Unterwanderung Einhalt gebieten will, hat nach der Abstimmung dieselben Probleme wie vorher. Mit dem Nein zu weiteren Minaretten wurde nichts gewonnen. Schlimmer ist die Bilanz für die evangelikalen Christen: Statt einen Sieg zu erringen, haben sie eine dreifache Niederlage eingefahren. Verloren haben die Evangelikalen in ihrem Verhältnis untereinander. Die gehässige Diskussion rund um die Minarette hat gezeigt, dass Evangelikale noch nicht in der Lage sind, fair und

sachlich miteinander um politische Positionen zu ringen. Wenn evangelikale Kräfte in unserer Gesellschaft Einfluss gewinnen wollen, müssen sie lernen, besser aufeinander und auf das biblische Wort zu hören, um dann mit einer Stimme zu sprechen, in der auch die Unter- und Obertöne hörbar werden. Zumindest die Vorstände der Schweizerischen Evangelischen Allianz (SEA) und des Verbandes der Freikirchen und Gemeinschaften (VFG) haben mit ihren Stellungnahmen gezeigt, dass dies auch bei der Minarettinitiative möglich gewesen wäre.

Verloren haben die Evangelikalen, weil sie ihre Werte verraten haben. Um das Verhältnis zwischen Muslimen und Schweizern zu verbessern, braucht es andere Zeichen als das Verbot von Minaretten. Christen kennen die Werte, die es braucht, um Feindschaften, Missverständnisse und Vorurteile zu überwinden. Ihre Kultur vereint Liebe und Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit. Sie ist geeignet, um Rahmenbedingungen für das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen zu schaffen.

Verloren haben die Evangelikalen schliesslich, weil sich der unsorgfältige Umgang mit der Religionsfreiheit früher oder später gegen sie selbst richten könnte. Evangelikale Christen haben ein kritisches Verhältnis zu den säkularen Werten des Staates. Weil sie Gott mehr gehorchen als den Menschen, ist mit Reibungsflächen zu rechnen. Evangelikalen Christen muss deshalb viel an einem Staat gelegen sein, der sich möglichst wenig in religiöse Belange einmischet. Allerdings müssen sie die Freiheit, die sie für sich reklamieren, auch Andersdenkenden und Andersglaubenden zugestehen, solange die Regeln des gedeihlichen Zusammenlebens nicht verletzt werden.

Erfolgreicher scheint eine andere «Schlacht» auszugehen. Als sich vor rund fünf Jahren einige besorgte Christen im Bundeshaus mit Parlamentariern trafen, um zu besprechen, wie dem moralischen Skandal des schweizerischen Bankgeheimnisses begegnet werden könnte, hätte wohl keiner gedacht, dass sich die Dinge so rasch entwickeln würden. Unter dem Druck der weltpolitischen und wirtschaftlichen Umstände ist diese Säule des schweizerischen Selbstverständnisses im Jahr 2009 gründlich erschüttert worden.

Der hartnäckige Einsatz von Bundesrat Hans-Rudolf Merz für den Tessiner und Genfer Bankenplatz in Ehren – hier handelt es sich um die Rückzugs-



gefechte eines Unverbesserlichen. Selbst Banker sehen heute ein, dass der Finanzplatz Schweiz nur mit sauberen – sprich: versteuerten – Geldern eine stabile Zukunft hat. Wenn nicht alles täuscht, kann somit unsere Studie zum Bankgeheimnis¹ schon bald und erfreulicherweise als historisches Dokument eingestuft werden. ▸

¹ www.insist.ch



Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST hanspeter.schmutz@insist.ch

Durchdenken und erfahren

Felix Ruther Die «Neuen Atheisten» (Dawkins, Harris, Hitchens ...) finden, dass die Religionen und der Glaube an Gott das eigentliche Übel in der Welt hervorgebracht haben, und dass man daher am besten die Finger von der Religion lassen sollte. Eine von Mark Mittelberg in seinem Buch erwähnte Gallup-Umfrage zeigt aber, dass trotz religionsfeindlicher Töne 94% der US-Bürger an Gott oder an einen universalen Geist glauben. Das wirft die Frage auf, warum nach all den Vorwürfen immer noch so viele Menschen an der Religion interessiert sind.



Mark Mittelberg

Mark Mittelberg geht in seinem Buch dieser Frage nach. Der Autor war über zehn Jahre lang Evangelisationsleiter der Willow-Creek-Gemeinde in Chicago und redaktioneller Berater bei einer wöchentlichen Fernsehsendung von Lee Strobel. Er hat Religionsphilosophie studiert und ist heute in den USA ein gefragter Referent für apologetische Themen. Zusammen mit Bill Hybels verfasste er den Bestseller «Bekehrung nicht – lebe!»

Ungläubige gibt es nicht

Alle Menschen gestalten ihr Leben aufgrund eines bestimmten Glaubens. Auch der unreligiöse Mensch lebt in der Hoffnung, dass die Annahmen, die

er für sein Leben trifft, richtig sind. Er kann nicht wissen, ob die Frage nach Gott wirklich unwichtig ist. Er glaubt es einfach.

Das führt Mittelberg zur zentralen Frage seines Buches: Ist unser Glaube begründet? Ist es ein weiser Glaube, ein sinnvoller Glaube, wird er von den Tatsachen bestätigt? Ist es ein Glaube, der sich im echten Leben bewährt und es verdient, dass wir an ihm festhalten? Mittelberg fordert mit seinem Buch zu einer fundierten Überzeugung auf.

Was den Glauben beeinflusst

Als erstes erläutert er verschiedene Zugänge zum Glauben. Er beschreibt, wie Traditionen, religiöse Autoritäten, intuitive Einsichten, mystische Erfahrungen oder logische und wissenschaftliche Fakten den Glauben beeinflussen können. Die verschiedenen Zugänge werden mit Beispielen dokumentiert und kritisch hinterfragt. Mittelberg lehnt keinen der genannten Zugänge pauschal ab. Er zeigt aber überzeugend, dass man sich bei der Wahl des Glaubens nicht nur vom Zugang bestimmen lassen soll. Ebenso wichtig ist es, das Glaubenssystem logisch zu überprüfen und die damit verbundenen Erfahrungen kritisch zu hinterfragen. Anhand dieser beiden Kriterien sollten die verschiedenen Glaubenssysteme sorgfältig geprüft werden, bevor man die endgültige Wahl trifft.

Mittelberg trägt zwanzig Hinweise (Indizien) zusammen, die es in ihrer Gesamtheit als sinnvoll erscheinen lassen, an den Gott der Bibel zu glauben. Er spricht aber klar von Indizien

und nicht von Beweisen, und lässt es dem Lesenden offen, seine eigenen Schlüsse aus dem Gesagten zu ziehen.

Die Angst vor der Entscheidung

So weit, so gut. Aber wie kommt man zu einer Entscheidung? Der Autor geht auf zwölf Hindernisse ein, die vor einer Entscheidung stehen können. Er nennt unter anderem: fehlende Offenheit, persönliche Verletzungen, Desinteresse und Angst. Beim möglichen Hindernis «Lebensstil» weist er darauf hin, dass der eigene Lebensstil einen grossen Einfluss darauf haben kann, welchen Weg jemand in Betracht ziehen wird. Wenn man bemerkt, dass die Entscheidung für Jesus den Verzicht auf einige lieb gewonnene Aspekte des Lebensstils mit sich bringt, sucht man ganz instinktiv nach Gründen, die gegen den christlichen Glauben sprechen.

Im Vorwort bringt Lee Strobel den Wert dieses Buches auf den Punkt: «Dieses Buch ist nicht nur für suchende Menschen. Es kann Christen helfen, ihren eigenen geistlichen Stil zu entdecken. Das wiederum stärkt ihren Glauben und macht ihnen bewusst, auf welche Weise sie ihre Freunde unterstützen können, wenn diese nach einem sinnvollen Glauben fragen.» ▸



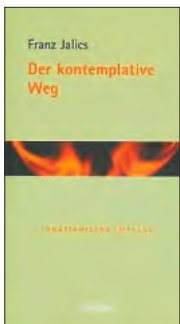
Mittelberg, Mark.
«glauben». Brockhaus
R. Verlag, Wuppertal,
2008. Gebunden, 230
Seiten, CHF 32.90.
ISBN: 978-3-417-26268-1



Felix Ruther ist
Studienleiter der VBG
und Präsident von INSIST.
felix.ruther@insist.ch

Der kontemplative Weg

(Peter Ruh) Auf eine einfache, aber genaue Weise stellt Franz Jalics den kontemplativen Weg dar, den Weg zur Schau Gottes. Nach einer Begriffserklärung untersucht er Zusammenhänge mit der Philosophie, der Bibel und der Mystik. Er zeigt, wie sich das kontemplative Gebet entwickelt, wie es sich auf das aktive Leben auswirkt und warum es heute aktuell ist. Am Ende eines jedes Kapitels stellt er dem Leser Fragen, die ihm helfen, den Inhalt mit seinen Erfahrungen zu verbinden. Ergänzend dazu gibt es ein Übungsbuch. Viele Menschen fragen in der Tiefe ihrer Seele nach Gott, weil sie von da aus ihr Leben gestalten möchten. Dabei suchen sie einen möglichst einfachen, spontanen und unmittelbaren Kontakt zu Gott. Das Buch kann als Anleitung für geschlossene Exerzitien dienen, in denen man sich für einige Zeit in die Stille zurückzieht; es ist aber auch für persönliche «Exerzitien im Alltag» geeignet.



Jalics, Franz. «Der kontemplative Weg. Ignatianische Impulse.» Echter Verlag, 2006. Gebunden. CHF 14.90. ISBN 3429027675

Jalics, Franz. «Kontemplative Exerzitien. Eine Einführung in die kontemplative Lebenshaltung und in das Jesusgebet.» Echter Verlag, 2001. Taschenbuch. CHF 35.90. ISBN: 3-429015-76-6

Als der Markt zum Gott wurde

(im.) Der Publizist und ehemalige Chefredaktor des Tages-Anzeigers und von «Die Zeit», Roger de Weck, versteht es, komplexe Entwicklungen prägnant und nachvollziehbar zu beschreiben und daraus blitzgescheite Schlüsse zu ziehen.

«Kapitalismus als Religion» – so lautet das erste Kapitel seiner Analyse der gegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskrise. Laut seiner Überzeugung hat der Glaube an den Markt zu epochalen und verheerenden Verzerrungen geführt. De Weck zitiert dazu den Soziologen Dirk Baecker: «Seit die sozialistische Alternative nicht mehr

verfügbar ist, glaubt diese Gesellschaft an den Kapitalismus. Sie glaubt, dass er ihr Schicksal ist. Und sie glaubt, dass er die einzige Chance ist, ihr Schicksal zu gestalten.»

Eine der Auswirkungen dieser Ideologie ist laut de Weck die Abschaffung fast aller Kontrollen und Behinderungen der weltweiten Kapitalströme. Eine der Folgen davon sei die Entwertung des Produktionsfaktors Arbeit. Das Fazit von de Wecks Analyse, die er am Ende der sieben Kapitel jeweils zusammenfasst, mündet im achten in die Forderung: Marktwirtschaft muss gestaltet werden. Weil das System Marktwirtschaft einen mythischen Einfluss bekommen habe, brauche es Gegenkräfte. Der Autor ruft die Wirtschaftsführer und Politiker auf, eine «stabile, nachhaltige, nüchterne, demokratische, liberale und globale Wirtschaftsordnung zu gestalten, die den Namen ‚ökosoziale Marktwirtschaft‘ verdient». Es gelte, dem Gott des Marktes entgegenzutreten. Wie, erläutert das Buch mit zahlreichen einleuchtenden Ideen.



de Weck, Roger. «Nach der Krise - gibt es einen anderen Kapitalismus?» 2009. Nagel & Kimche 112 Seiten. Fr. 17.90. ISBN 978-3-312-00454-6

«Verleisbarungen»

(HPS) Moderne und qualitativ hoch stehende christliche Lyrik, Kurzgeschichten oder Gedankensammlungen sind selten geworden: Vielleicht auch ein Ausdruck unserer lärmigen und hektischen Zeit. Dabei würde gerade diese Art von Literatur helfen, zur Ruhe zu kommen.

Der Künstlerpfarrer und Literat Beat Rink tritt mit seinen «Verleisbarungen» den Gegenbeweis an. Seine Aphorismen sind im besten Sinne prägnant und geistreich formulierte Gedanken in Prosaform, wie diese Gattung definiert ist. Das Bändchen wirkt auf den ersten Blick wie ein

Sammelsurium. Der zweite Blick offenbart die innere Ordnung: Scharf beobachtete Alltagserfahrungen – präzise und in aller Kürze auf den Punkt gebracht, oft verbunden mit einem Augenzwinkern. Z.B. auf S. 42: «Auf die Küsse der Muse warten.»



Rink, Beat. «Verleisbarungen. Aphorismen.» Zürich, Pano Verlag, 2005. Paperback, 62 Seiten. CHF 19.80 ISBN 3-907576-85-3

Streit um die Evolution

(HPS) Kreationisten wehren sich dagegen, dass der Mensch aus dem Tierreich stammen soll; Atheisten verneinen, dass Gott etwas mit dem Menschen zu tun haben könnte. Wer hat Recht? Der Biologe und Psychologe Hansjörg Hemminger vermittelt in seinem Buch einen Überblick zur aktuellen Diskussion. Er stellt die Geschichte und den heutigen Stand der Debatte in den USA sowie in Europa dar und fragt, ob bzw. wie der Kreationismus in der Schule gelehrt werden sollte. Und er skizziert die verschiedenen Argumentationsschienen, darunter auch die These vom intelligenten Designer. Dabei kommt auch die theologische und weltanschauliche Einordnung nicht zu kurz.

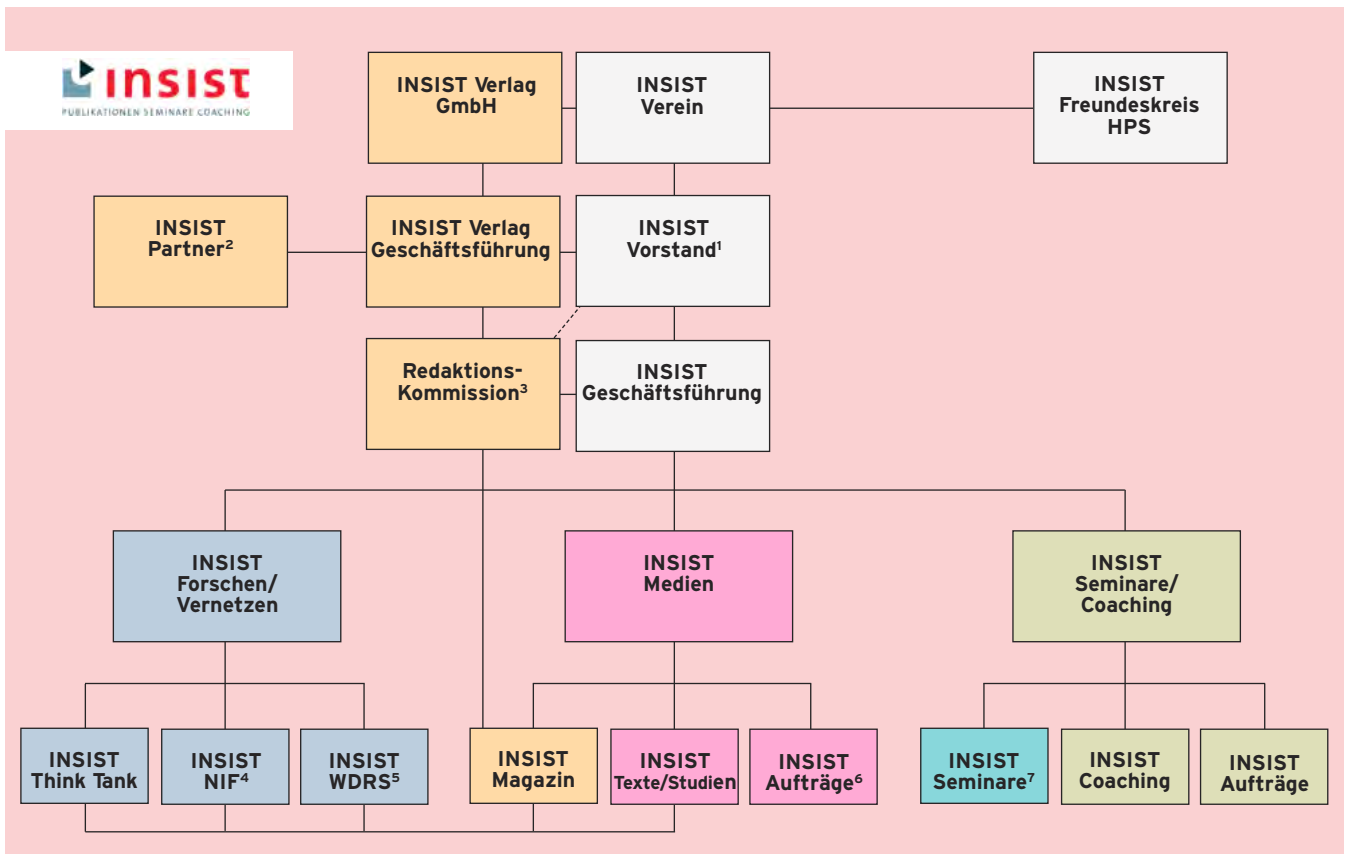
Hemmingers Argumentation ist anspruchsvoll, klar und in einem fairen Ton gehalten. Das Buch eignet sich deshalb auch für interessierte Menschen, die noch wenig mit dem Thema am Hut haben. Fazit: In den Bereichen Wissenschaft und Glaube sollte man mehr miteinander statt gegeneinander reden.



Hemminger, Hansjörg. «Und Gott schuf Darwins Welt. Der Streit um Kreationismus, Evolution und Intelligentes Design.» Brunnen, Gießen, 2009. Paperback, 227 Seiten, CHF 27.90. ISBN 978-3-7655-1429-6

Das Institut auf einen Blick

(HPS) Das Institut INSIST kann auf das erste volle Jahr zurückblicken. Dies gibt uns Gelegenheit, den aktuellen Stand des Instituts auf einen Blick darzustellen, der Einfachheit halber in Form eines kommentierten Organigramms. Der einzige Angestellte des Instituts ist Hanspeter Schmutz (Geschäftsleitung Institut und GmbH). Alle andern Beteiligten arbeiten ehrenamtlich mit.



1 Zum Vorstand gehören: Felix Ruther (Präsident), Marcus Sartorius (Vize-Präsident), Paul Stillhard (Finanzchef), Iris Stillhard (Aktuarin), Kathrin Meuwly Thomas Noack, Ruth Imhof-Moser, Verena Birchler sowie als Beisitzer: Fritz Imhof und Hanspeter Schmutz.

2 Die offiziellen Partner des Instituts sind: Schweizerische Evangelische Allianz (SEA) und Vereinigte Bibelgruppen (VBG).

3 Zur Redaktionskommission des Magazins INSIST gehören: Ruth Maria Michel, Dorothea Gebauer, Bettina Troxler, Sara Stöcklin (neu), Fritz Herrli, Fritz Imhof und Hanspeter Schmutz. Herausgeber ist Felix Ruther

4 Netzwerk Integriertes Fachwissen mit (Nachwuchs-) Fachleuten aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten; zur Zeit va. als Autoren fürs Magazin tätig.

5 Netzwerk für werteorientierte Dorf-, Regional- und Stadtentwicklung mit Fachleuten, kirchlich engagierten Bürgern und politischen Amtsträgern in diesen Bereichen.

6 Hauptauftrag: Lektorat und Sendung Zoom bei Radio Life Channel.

7 Überparteiliches Politseminar und 1x jährlich eine Magazin INSIST-Leserinnen und -Leserreise; übrige Seminare auf Anfrage.

Ruth Maria Michel



Dorothea Gebauer



Bettina Troxler



Sara Stöcklin



Fritz Herrli



Fritz Imhof



Hanspeter Schmutz



Felix Ruther (Herausgeber)





Attraktives Angebot zum Ende des Jahres – Sie sparen 40 Franken!

Zwei christliche Zeitschriften, die sich ergänzen!

Magazin **INSIST** ^{idea} Spektrum

Das Magazin «idea Spektrum» und das «Magazin INSIST» neu als Kombi-Abo

- Das Magazin «idea Spektrum» ist das aktuelle evangelische Wochenmagazin für interessierte und engagierte Leute. Es zeigt, was Christen glauben, hoffen, reden und tun. Es hilft, in dieser Gesellschaft zu leben. Und es will vor allem Gottes Sache in unserem Land dienen.
- Das «Magazin INSIST» zeigt vierteljährlich die Hintergründe dazu auf: mit Kolumnen zu den wichtigsten Bereichen, die unsere Gesellschaft prägen, und anhand eines thematischen Teils, der deutlich macht, was gesellschaftlich wirksames Christsein in der Schweiz heissen könnte.

Nutzen Sie die Synergien dieser beiden Zeitschriften und bestellen Sie für das Jahr 2010 ein attraktives Kombi-Abo zum Preis von **Fr. 153.–** statt 193.– (inkl. Porto).

Bestell-Talon

- Ich möchte ab 2010 das Magazin «idea Spektrum» in Kombination mit dem «Magazin INSIST» zum Preis von nur Fr. 153.– (inkl. Porto) abonnieren.
- Ich möchte nur das Magazin «idea Spektrum» zum Preis von Fr. 145.– abonnieren.
- Ich möchte nur das «Magazin INSIST» zum Preis von Fr. 48.– abonnieren.

Mein Abo (Rechnungsadresse)

Name _____	Vorname _____
Strasse _____	PLZ/Ort _____
Telefon _____	E-Mail _____
Datum _____	Unterschrift _____

Einsenden an: Jordi AG – das Medienhaus, Belpbergstrasse 15, CH-3123 Belp
Tel. 031 818 01 20, Fax 031 819 38 54, E-Mail: abo@ideaschweiz.ch

www.lifechannel.ch

Empfangbar über Kabel, DAB+,
Internet und Satellit.



Hören Sie die Zwischentöne?

Nicht immer ist das Leben so, wie es auf den ersten Blick scheint. Zoom ist die Sendung von Radio Life Channel, die bei aktuellen und kontroversen Themen genauer hinhört und sie hinterfragt. Ohne Scheu vor christlichen und anderen Traditionen. Kritisch. Inspirierend. Tiefgründig.



Mittwoch 20.00 Uhr, Donnerstag 1.00 und 10.00 Uhr
Wiederholungen Sonntag 20.00 Uhr, Montag 1.00 Uhr und 10.00 Uhr

Nicht umblättern – hinhören!